Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 45 (1967-1968)

Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A. Z. Zürich 1 8001 Zürich 45. Jahrgang Nr. 6 Dezember 1967 Achtmal jährlich

BIBLIOTHEK

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

37/20

Redaktion:
Georg Kohler / Markus Mäder (Uni)
Urs Rüegg / Sepp Moser (Poly)

Universitätstr. 18, 8006 Zürich, Telephon 47 75 30
Auflage 18 000 — Verkaufspreis Fr. –.80
Redaktionsschluss Nr. 7: 9. Januar 1968

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich, Telephon 27 09 50

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telephon 23 83 83

Der Fall USA / Von Harald Clapham

J. William Fulbright: Die Arroganz der Macht

Auf der Couch des Psychiaters liegen die USA. Im weissen Kittel sorgender Objektivität daneben der Senator J. William Fulbright, bedeutender und integrer amerikanischer Politiker, ehemals engerer Berater Präsident Kennedys, später Vorsitzender des aussenpolitischen Ausschusses des amerikanischen Senats, wichtigster Kritiker der Falken und der Johnson-Administration. Behutsam analysiert er seinen Patienten. Der Zeitpunkt der Analyse scheint bedrohlich spät zu sein. Die Vereinigten Staaten »sind an dem Punkt angelangt, wo eine grosse Nation Gefahr läuft, den Ueberblick zu verlieren, was noch im Bereich ihrer Macht und was jenseits dieses Bereiches liegt. Andere grosse Nationen, die an diesem kritischen Punkt zuviel angestrebt haben, sind an ihrer Ueberanstrengung gescheitert und untergegangen.« Wie kam es zum Fall USA, der zum Fall der USA werden könnte?

Weshalb Krieg?

»Die Ursachen des Uebels sind nicht eindeutig, aber sein wiederholtes Auftreten gehört zu den gleichförmigen Erscheinungen der Geschichte: Macht neigt dazu, sich mit Tugend zu verwechseln, und eine grosse Nation ist besonders empfänglich für die Vorstellung, dass ihre Macht ein Beweis Gottes sei, die ihr eine besondere Verantwortung für andere Nationen auferlegt . . .« (Fulbright).

Aldous Huxley schreibt: »Es kann Argumente dafür oder dagegen geben, auf welche Weise Weizen im kalten Klima am besten gedeiht . . . Aber solche Argumente führen niemals zu einer organisierten Schlächterei. Eine organisierte Schlächterei ist jedoch das Ergebnis von Argumenten zu solchen Fragen wie den folgenden: Welches ist die beste Nation? Die beste Religion? Die beste politische Theorie? Die beste Regierungsform? Warum sind andere Völker so dumm und böse? Warum können sie nicht erkennen, wie gut und intelligent wir sind? Warum widersetzen sie sich unseren gutgemeinten Anstrengungen, sie unter unsere Kontrolle zu bringen und sie so zu machen, wie wir selbst sind?« Einem wissenschaftlichen Zeitalter sollte dieser Aufruf zur Versachlichung und Objektivierung von Konflikten selbstverständlich sein. Aber wie viele Leute reden heute über Vietnam und meinen den militanten Weltkommunismus, und wie viele reden über die amerikanischen Neokolonialisten, ohne J. William Fulbright zu kennen, der hier stellvertretend für das bessere Amerika stehen soll. Seinen Analysen in unergründliche Tiefen folgend, lesen wir: »Je länger ich über die grossen Kriege der Geschichte nachdenke, desto mehr neige ich zu der Ansicht, dass die ihnen zugeschriebenen Ursachen – Gebietsansprüche, Märkte, Hilfsquellen jeder Art, die Verteidigung oder die Verewigung grosser Prinzipien – keineswegs die eigentlichen Ursachen, sondern eher Erklärungen oder Entschuldigungen für gewisse unergründliche Triebkräfte der menschlichen Natur gewesen sind. Weil nicht klar und präzise definierbar ist, was diese Motive sind, nenne ich sie die ‚Arroganz der Macht' – ein psychisches Bedürfnis, das die Nationen offenbar haben, um zu beweisen, dass sie grösser, besser oder stärker als andere sind.« In der Tat gibt es einige historische Belege für die These, dass sich Gründe für einen Krieg mit der Zeit verlagern und sogar zu offensichtlichen Vorwänden degradiert werden, wenn in den abschliessenden Friedensverträgen keine Rede mehr davon ist, weswegen der Krieg vom Zaun gebrochen wurde. Das war im französisch-preussischen Krieg im Jahre 1870/71 so, im Krieg USA gegen die Kuba-Spanier 1898 und schliesslich im Weltkrieg 1914. Aber dass derlei irrationale Gründe auch heute noch bestimmend sein sollen, sind selbstmörderische Gedanken, was nicht heissen soll, dass sie deswegen falsch sind. »Die Ursachen und Folgen eines Krieges haben sicher mehr mit Pathologie als mit Politik und mehr mit dem irrationalen Drang von Stolz und Schmerz als mit der rationalen Erwägung von Vorteil und Profit zu tun.« Die Unlogik von Analogien versetzt manchmal Jahrhunderte zurück.

Amerikas gute Tat

General Eisenhower am 29. Nov. 1967 in einem Fernsehinterview auf die Frage, ob die amerikanischen Truppen den Feind bis nach China hinein verfolgen sollten: »Yes, wherever his base comes. If you come in my house, to . . . burglarize me–and I start chasing you, I think I (must) chase you anywhere as long als I know you're the guy.«

Fulbright kommt zur Zwangsvorstellung seines Patienten. »Die gute Tat, für die sich die Amerikaner vor allem prädestiniert fühlen, ist, Demokratie zu lehren. Also wollen wir uns die Ergebnisse einiger guter Taten der Amerikaner in verschiedenen Teilen der Welt einmal ansehen.

In den Jahren, seit Präsident Monroe seine Doktrin verkündete, hatten die Lateinamerikaner den Vorteil, dass die Vereinigten Staaten sie im Finanzwesen, in der kollektiven Sicherheit und in den Verfahrensweisen der Demokratie bevormundeten.« »Als Präsident Theodore Roosevelt im Jahre 1905 seine ‚Ergänzung' der Monroe-Doktrin verkündete, erklärte er feierlich, dass für ihn somit künftige Interventionen als eine ‚Bürde', eine ‚Verantwortung' und als eine Verpflichtung zur ‚internationalen Billigkeit' geheiligt seien. Nicht ein einziges Mal, soviel ich weiss, sind die Vereinigten Staaten der Ansicht gewesen, dass sie in einem lateinamerikanischen Land aus selbstsüchtigen oder unwürdigen Zielen intervenierten – eine Meinung, die jedoch von den Betroffenen nicht notwendigerweise geteilt wurde . . .« »Ungeachtet unserer edlen Absichten sind die Länder, die von US-Marinetruppen die grösste Bevormundung in der Demokratie erhalten haben, nicht gerade besonders demokratisch gewesen. Dazu gehört Haiti, das unter einer brutalen und abergläubischen Diktatur steht, die Dominikanische Republik, die dreissig Jahre lang unter der rücksichtslosen Diktatur Trujillos schmachtete und deren zweite seit dem Sturz Trujillos gewählte Regierung so wie die erste von der Macht einer Militärolgarchie bedroht ist; und natürlich Kuba, das, woran man niemanden erinnern muss, seine traditionelle Diktatur von rechts durch eine kommunistische ersetzt hat.«

Diese Reihe aussergewöhnlicher Erfolge in der Stützung »stabiler« Regierungen lassen sich neben Venezuela, Bolivien und Nicaragua auch im europäischen Einflussgebiet der USA auffinden. Spanien, Portugal und Griechenland erfüllen zweifellos die Forderung nach Stabilität. Wie erklärt Fulbright das?

»Während wir einerseits keinerlei Zweifel daran zulassen, dass der Kommunismus der Herd eines revolutionären Prozesses ist und erst dann Ruhe geben wird, wenn er die Welt beherrscht, entsprechen andererseits unserer Abscheu vor der Gewaltanwendung der Linken keineswegs ähnliche Gefühle, wenn die Gewaltanwendung von der Rechten kommt.« Die Diagnose des Couch-Patienten ist Schizophrenie. Fulbright sucht die Gründe dafür nicht in harten Geschäftsinteressen, sondern in (es gibt also nicht bloss die berühmte russische!) der amerikanischen Seele.

Aussenpolitik und nationale Mythologie

»Bei der Konfrontation mit der sozialen Revolution sind wir Amerikaner emotional und intellektuell in dreierlei Hinsicht belastet: Erstens durch die Tatsache, dass wir eine unrevolutionäre Gesellschaft sind; zweitens durch das Fehlen eines echten Einfühlungsvermögens für revolutionäre Bewegungen, was nicht die Folge von Hartherzigkeit, sondern die unseres eigenen Mangels an Erfahrung mit einer sozialen Revolution ist; und drittens durch eine nationale Mythologie . . .: dass wir eine revolutionäre Gesellschaft sind, dass wir in Wirklichkeit die ‚wahre' Revolution gemacht haben, die eine Inspiration für alle revolutionären Bewegungen der Welt sein sollte.« Diese Selbstüberschätzung brüskiert zuweilen sogar »sehr enge Freunde«.

Foto Henri Cartier-Bresson

»The New York Times«, Saigon, 9. Okt.: »Over the past weekend the newspaper ‚Cong Chung' (The Public), a consistent supporter of Premier Nguyen Cao Ky, the vice-president elect, said in an editorial: ‚Everybody realizes that the Americans do not want to see a strong nationalist force, well organized and truly patriotic, to be able to mobilize and protect the people, safeguard and defend both national sovereignty and prestige. What the Americans want is to create puppets so as to interfere more easily in Vietnamese internal affairs.«

Eine andere bedeutende südvietnamesische Zeitung, das halboffizielle Organ der südvietnamesischen Armee, verurteilte wenige Tage zuvor »those officials in the United States who ordered this or that while government policies are but matters of concern for the South Vietnamese administration itself«.

Die Aussenpolitik der USA hat es nie verstanden, mit einem schon entwickelten oder entwicklungsfähigen Nationalismus zu arbeiten und nicht gegen ihn. »In Asien wie in Lateinamerika haben wir unserem Widerstand gegen den Kommunismus Vorrang gegeben vor unserer Sympathie für den Nationalismus. Wir taten dies, weil wir den Kommunismus als etwas absolut Böses ansahen, als eine durch und durch verderbliche Doktrin, die den ihr unterworfenen Völkern Freiheit, Würde, Glück und die Hoffnung nimmt, diese jemals erreichen zu können . . . Ich glaube, dass dies der Hauptgrund für unser Engagement in Vietnam und für das Hervortreten einer ‚Asien-Doktrin' ist, die dazu führt, dass die Amerikaner allmählich die Rolle eines Gendarmen in ganz Südostasien übernehmen.«

Schon oft wurde bemerkt, wie sehr die USA den nordvietnamesischen Nationalismus unterschätzen. Es passt eben besser in ein primitives Konzept, wenn man Ho sagt und eigentlich immer schon die Rotchinesen meint, eigentlich aber sogar den »Weltkommunismus«.

Arthur M. Schlesinger, jr. in »The Bitter Heritage. Vietnam and American Democraty«, 1967: »Kommunismus, mit einem Wort, war eine geeinte und expansive internationale Bewegung, die dazu befähigt war, die grösste Herausforderung für die demokratische Welt zu sein. Aber das war 1947 . . . Heute haben wir 1967, und der Kommunismus von heute ist in einer ganz anderen Situation. Denn der Streit zwischen Moskau und Peking bedeutet das unwiderrufliche Ende der einheitlichen kommunistischen Disziplin und Ideologie . . . Es hat konsequenterweise alle kommunistischen Staaten die Freiheit gegeben, auf nationale Interessen einzugehen und nationale Politik zu

Forts. auf Seite 21

IN DIESER NUMMER

3 Entwicklungsländer: Hungert und mehret euch

5 Prof. Beck: Opposition

7 Kuba 1967 Ein politischer Reisebericht

13 Ein Spiel oder: Biografie

18 Film

Der nächste »zürcher student« erscheint am 17. Januar

Strickhof ante portas

Die Planung der neuen Strickhof-Universität ist in ihre dritte und letzte Phase getreten. Im kommenden Frühjahr soll bereits die Detailprojektierung an die Hand genommen werden. Und bald, allzu bald schon werden sich die Monate bis zur entscheidenden Volksabstimmung an den Händen abzählen lassen. Es wird über rund eine halbe Milliarde Franken zu entscheiden sein.

Eine schwer definierbare Beklemmung begleitet den Fortschritt des Projektes. Erfahrungen mit früheren Abstimmungen lassen Düsteres erahnen: wird das Zürcher Volk grosszügig entscheiden und sich damit jene Weisheit attestieren, die den verantwortungsbewussten Demokraten auszeichnet? Oder wird (einmal mehr) die kleinmütige Unbesonnenheit jener obsiegen, deren Weltanschauung keine Zukunft kennt?

Es wäre törichter Selbstbetrug, sich falschen Hoffnungen über den Ausgang der Entscheidung hinzugeben, wenn sie heute zu fällen wäre. Das Schicksal der Kantonsschule Oerlikon spricht Bände; und dass es sich eine der grössten politischen Parteien leisten konnte, in der Propaganda zu den vergangenen Nationalratswahlen munter zu erklären: »Hochschulförderung ist Modewort«, ist ebenfalls nicht dazu geeignet, zur Erhellung der Horizonte beizutragen.

So unerfreulich sich die Lage augenblicklich auch darbietet: nichts wäre verfehlter, als in untätiger Resignation der dunklen Dinge zu harren, die sich in der Ferne abzeichnen. In dem Masse, wie das Universitätsprojekt Gestalt anzunehmen beginnt, ist es an der Zeit, dass sich die Kräfte formieren, welche mit der Hochschule in täglichem Kontakt stehen, so Einsicht in ihre vielschichtigen Probleme haben und durch diese ihre Stellung dazu ausersehen sind, die Berechtigung der vom Volk geforderten finanziellen Opfer klar und aus der erlebten Erfahrung heraus einleuchtend darzulegen. Dass in diesem Sinne den Studenten und Professoren die Hauptlast der immensen Aufklärungsarbeit zufallen wird, liegt auf der Hand.

Die vor uns stehende Aufgabe ist gewaltig, und sie verlangt einen entsprechenden Einsatz. Die Zeit ist gekommen, vage Vorstellungen über den einzuschlagenden Weg, über Art und Form der zu unternehmenden Aktionen zu konkretisieren. Der Pfad wird so oder so steinig sein, und keine Macht bietet Gewähr dafür, dass das Ziel erreicht, die Bevölkerung vom Sinn des Universitätsausbaus überzeugt werden kann. Aber ohne den tatkräftigen Einsatz aller steht das Spiel heute schon auf einer schwerlich zu rettenden Verluststellung.

Die Redaktion

ETH-Tag 1967: Studentenzahlen und Unterrichtsreform

Am 11. November feierte die Eidgenössische Technische Hochschule im gewohnten Rahmen ihre Stiftungsfeier. Bei dieser Gelegenheit hielt der Präsident des Verbandes der Studierenden an der ETH (VSETH), Niklaus Gassmann, ein viel beachtetes Referat, dessen wesentliche Teile wir im folgenden wiedergeben. Die Red.

Im Oktober 1966 hatte das Poly 1205 Neueintritte zu verzeichnen; etwa 100 oder 8% *weniger* als im Vorjahr. Für dieses Jahr liegen noch keine definitiven Zahlen vor. Es werden aber wahrscheinlich ungefähr gleich viele sein. Der Zustrom zur ETH stagniert also, was sich auch in den Gesamtzahlen der Studierenden verfolgen lässt. Allerdings wurde diese Entwicklung vorausgesehen. Alarmierender aber ist der Umstand, dass der Anteil der Neueintritte in die *Ingenieurfächer* zurückgeht, wie unser Schulratspräsident, Herr Minister Dr. Burckhardt, feststellte.

Was für *Gründe* könnten dafür verantwortlich sein? Ich glaube nicht, dass es verfrüht ist, nach solchen Gründen zu suchen, betrifft doch der Rückgang der Studierenden zwei Fächer, welche für unsere Industrie von sehr grosser Wichtigkeit sind und zudem nicht an einer Universität belegt werden können.

Ein gefühlsmässiger Grund für den Mittelschüler mag sein, dass die Naturwissenschaften durch die weltweite Publizität von Weltraumfahrt und Atomenergie attraktiver geworden sind als das Ingenieurstudium. Von den Ingenieuren, welche an der Entwicklung und Konstruktion dieser technischen Wunderdinge massgebend beteiligt sind, wird selten gesprochen. Und so mag der Wunsch, beim technischen Fortschritt unserer Zeit mitzuwirken, die Neueintretenden dazu verlocken, eher die *Grundlagenfächer* dieses Fortschrittes zu wählen.

Vielleicht spielt noch etwas anderes eine grosse Rolle: dass die Stellung eines Ingenieurs in der Vorstellung der Oeffentlichkeit nicht mehr unbedingt als akademischer Beruf aufgefasst wird und dass mancherorts die Meinung herrscht, der Ingenieur sei nicht viel mehr als ein Techniker mit Matura. Dazu mag noch beitragen, dass die finanziellen und beruflichen Aussichten im Gegensatz zu einem Chemiker, Physiker oder Architekten als schlechter angesehen werden.

Wäre es nicht die Aufgabe der Industrie, bei der Einstellung genau zu unterscheiden und ihre Wünsche betreffend Ausbildung, Spezialisierung, Weiterbildung etc. möglichst genau mit der Hochschule abzustimmen?

Mir scheint dieses Problem so wichtig zu sein, dass Industrie und Hochschule gemeinsam nach einer Lösung suchen müssen, sei es durch die gezieltere Einsetzung des Ingenieurs oder durch die vermehrte Spezialisierung, eventuell durch ein intensiveres *Postgraduate-Studium*. Dadurch könnte vielleicht das Studium der Ingenieur-Wissenschaften wieder attraktiver gestaltet und eine bessere Differenzierung, eine Einstufung der Absolventen erreicht werden, bedeutet doch die Tatsache, dass die Gesamtstudentenzahlen seit dem Jahre 1963/64 beständig steigen, die Neueintritte aber konstant bleiben oder sogar abnehmen, dass an gewissen Abteilungen immer länger studiert wird, also auch schwächere Studenten vorhanden sind. Dazu müsste durch eine gezielte Aufklärung, nicht nur an Mittelschulen, sondern auch in der Oeffentlichkeit, für den Beruf des Ingenieurs geworben werden. Auch die *akademische Berufsberatung* muss gesamtschweizerisch besser ausgebaut werden, soll sie ihrer Aufgabe gerecht werden.

In diesem Zusammenhang stellt sich natürlich die Frage: Ist das Studium an der ETH überhaupt noch attraktiv?

Dies kann voll und ganz *bejaht* werden, hat doch die ETH einen weltweiten Ruf als ausgezeichnete Hochschule, einen Ruf, den sie sich unbedingt bewahren muss. Es ist bestimmt nicht verfrüht, sich über stagnierende oder zurückgehende Studentenzahlen Gedanken zu machen. Geburtenschwache Jahrgänge tragen die Schuld daran kaum alleine.

Eine Frage, welche unsere Studentenschaft in letzter Zeit stark beschäftigt, ist die: Kann sich ein Polystudent – überhaupt ein Student – in Zürich wohl fühlen? Wie steht es mit der vielzitierten *Zimmernot?*

Die erste Frage möchte ich nicht unbedingt bejahen, fehlen doch in der Nähe der Hochschule geeignete Räume für gesellige Zusammenkünfte, für kulturelle oder gesellschaftliche Veranstaltungen. Das Studentenheim schliesst seine Pforten um 22 Uhr und besitzt wohl auch nicht den für einen solchen Ort geeigneten Rahmen. Unser Wunsch ist es, noch in diesem Semester einen Raum auf dem alten EMPA-Areal einzurichten, um bis zum Abbruch dieser Gebäude wenigstens ein Provisorium zu besitzen. Dieses Foyer soll den Kontakt unter den Studenten fördern und ein sowohl nötiger als auch angenehmer Gegensatz zum strengen Vorlesungsalltag sein.

Nicht alarmierend ist auf den ersten Blick die *Zimmernot*. Es werden genügend Zimmer und Wohnungen angeboten – allerdings zu horrenden Preisen oder in unzumutbarer Entfernung vom Studienort. In der Nähe der Hochschule ist das Angebot prekär und oft beschämend in den Ansprüchen an die Studenten. Das geht vom Nichtraucher über Wochenaufenthalter bis zum »kein Ausländer«, vom Treppenreinigen über Baby-sitting bis zu Gartenarbeiten – und dazu noch zu übersetzten Preisen. Der Bau der Studentensiedlung auf dem Hönggerberg könnte diese immer schlimmer werdende Notlage lindern helfen. Unser Wunsch wäre es deshalb, dass der Wettbewerb dazu so bald als möglich ausgeschrieben und nicht mehr lange mit dem ominösen Wort »demnächst« angekündigt wird und, etwas egoistisch, dass die ETH dieses Projekt ohne Beteiligung von Kanton und Stadt Zürich verwirklicht, im Sinne einer möglichst raschen Realisierung.

Ein weiteres Problem, das uns brennend interessiert: Ist die heutige Form des Unterrichts noch zeitgemäss? Diese Frage wird uns anlässlich eines VSETH-Seminars beschäftigen. Ist eine Vorlesung die beste Form zur Vermittlung von Wissen, heute, im Zeitalter der Massenkommunikationsmittel, des Ueberangebots an Druckerzeugnissen, in der Aera von Film und Tonband? Birgt das passive Aufnehmen nicht die Gefahr in sich, dass der Lehrstoff unverdaut bleibt? Ein Manuskript würde z. B. die rein mechanische Arbeit des Abschreibens unnötig machen, so dass der Student die Möglichkeit hat, den Worten des Dozenten zu folgen, was sich zweifellos günstig auf das Verstehen des Stoffes auswirken würde. Auch könnte sich der Lehrende mehr auf das Erklären konzentrieren und müsste sich nicht damit plagen, seitenlange Ableitungen an die Wandtafel zu schreiben, wobei der Fehlerteufel oft böse Streiche spielt. Dadurch könnte auch die Zahl der Vorlesungsstunden zugunsten von Seminarien und Uebungen verringert werden.

Wir sind der Ansicht, dass diese Fragen der Unterrichtsreform nicht weniger wichtig sind als die Studienreform. Allerdings würde das eine Vergrösserung des Lehrkörpers voraussetzen, welche ohnehin dringend nötig ist. Dazu sollten die Lehrstuhlinhaber von der übergrossen administrativen Arbeit befreit werden, was nicht nur der Lehrtätigkeit, sondern auch der Forschung zugute kommen würde.

Gutenberg und das Poly

Gesammelte Behauptungen

Erschrecken Sie nicht ob des Untertitels: der Autor ist mit ihm einverstanden. – Es geht um die Gestaltung des Studiums an der ETH. Ueber all den Diskussionen um die Hochschulreform, die naturgemäss eher die Universitäten unseres Landes betreffen, droht die ETH vom Dunkel des Vergessenwerdens eingehüllt zu werden. Klar sei's deshalb gesagt: auch am Poly steht nicht alles zum besten, auch hier ist noch Platz für Reformen.

Die folgenden Gedanken sind – siehe Untertitel – weitgehend Behauptungen; auf Erläuterungen und Beweise wird verzichtet. Dies der Kürze halber und nicht aus Unwissenheit des Verfassers. Er ist, so seine Gedanken auf Interesse stossen, gerne bereit, sie eingehender darzustellen. Die Diskussion ist eröffnet. Die Red.

»Die einzige Konstante in unserer Zeit ist der Wandel. Wir müssen von der retrospektiven zur prospektiven Haltung hinüberwechseln, von der Herrschaft der Jubiläumsschrift zum Primat der Zukunft«. Diese Worte schrieb Beat Huber in der »Weltwoche« zum Thema der europäischen Unternehmungsplanung. Auch an der ETH wird Unternehmungsplanung gelehrt. Es werden rationelle Arbeitsmethoden unterrichtet, und es gibt Vorlesungen über den Lernvorgang und die Funktionsweise des Gedächtnisses. In der Industrie werden diese Erkenntnisse seit Jahren erfolgreich angewendet. An der ETH haben sich die Unterrichtsmethoden seit der Gründung dieser Hochschule vor über hundert Jahren kaum geändert. Zwar hat das vermittelte Wissen qualitativ wie quantitativ gewaltig zugenommen. Die Methode ist geblieben, und es wird weiter »vorgelesen«. Wenn man bedenkt, dass Johannes Gutenberg im 15. Jahrhundert gelebt hat, so mag es erstaunen, welch untergeordnete Rolle das geschriebene Wort als Unterrichtsmittel auch heute noch spielt. Zwar wird viel aus Büchern zitiert und in den höheren Semestern Fachbücher zur Vertiefung empfohlen. Aber es bleibt ein loses Nebeneinander. Ein sinnvolles Zusammenwirken zwischen vervielfältigten oder gedruckten Texten und erläuternden Worten ist kaum anzutreffen. Auch gibt es andere technische Hilfsmittel, wie Schallplatte, Tonband, Lichtbild, Film, die nur selten verwendet werden, und es gibt das »programmierte Lernen«. Die ETH lehrt die Verwendung dieser Hilfsmittel in der Industrie. Könnte da die ETH nicht selbst etwas dabei lernen?

Und es wäre nicht nur für Studenten wirkungsvoller und erfreulicher. Auch mancher Dozent wäre entlastet. Er wurde ja nicht wegen seiner didaktischen Fähigkeiten gewählt, sondern wegen seiner wissenschaftlichen Qualifikationen. Wie oft ist es auch vor allem die wissenschaftliche Arbeit, die ihn fesselt, und nicht der Unterricht. Dieser wird vielmehr als notwendiges Uebel empfunden, und dementsprechend ist die Vorlesung. Aber es hören 150 Studenten zu, und sie verstehen kein Wort. 150 Studenten schreiben von der Tafel ab, was sie nicht verstehen. Sie sind nur noch Kopierautomaten. 150 Studenten verbringen eine sinnlose Stunde, das sind 150 sinnlose Stunden pro Mal. Soll man dem Professor einen Vorwurf machen?

Der Student hat den Anschluss verloren. Der gewissenhafte Student besucht die Vorlesung dennoch. Der andere schreibt nur noch Uebungen ab. Das Selbstvertrauen und die Freude am Studium sinken. Mit Bangen sieht er den Prüfungen entgegen. Er kauft sich zu Wucherpreisen »schwarze« Autographien und besucht Paukkurse (!). Und jetzt kommt das Erstaunliche: Der Stoff erweist sich als verblüffend einfach. Zusammenhängend und mit geeigneten Hilfsmitteln lässt er sich leicht bewältigen. Der Student macht sich Gedanken über rationelle Lehrmethoden. Da er die Hochschule verlässt, nimmt er die Gedanken mit in die Industrie. Soll man dem Studenten einen Vorwurf machen?

Es stimmt, dass es weniger anstrengend ist, dem gesprochenen Wort zuzuhören, als selbst zu lesen, vorausgesetzt, dass man das gesprochene Wort versteht. Es stimmt, dass das gesprochene Wort einen tieferen Eindruck hinterlassen kann als die Lektüre, vorausgesetzt, dass das gesprochene Wort eindrucksvoll und somit einprägsam ist. Ein nur bescheidener Teil des Wissens eignet sich zur Vermittlung durch die traditionelle Vorlesung. Am besten eignen sich Denkmethoden und Gedankenmodelle, die anhand einfacher Beispiele erläutert werden können. Am ungünstigsten sind langfädige Ableitungen und alles, was wissenschaftliche Akribie und Vollständigkeit erheischt und enumerativen Charakter hat. Am häufigsten würde sich die Vorlesung als interessante Ergänzung von schriftlich vorliegenden Grundlagen eignen, wobei sie mehr den Charakter eines Seminars trüge. Auf diese Weise könnten die Wochenstundenzahlen drastisch gekürzt werden, und die wenigen verbleibenden Vorlesungsstunden würden umso eindrucksvoller. Gäbe das nicht Zeit und Lust zur guten Vorbereitung?

Es sind oft Kleinigkeiten, an denen das Verständnis scheitert: Definitionen, die sich noch nicht eingeprägt haben, Begriffe, an die man sich noch nicht gewöhnt hat, Voraussetzungen, deren Sinn man nicht einsieht, Parallelitäten zu andern Fächern, die man nicht erkennt. Es sind alles Dinge, die daher rühren, dass der Dozent nicht die »Wellenlänge« der Studenten findet, nicht ihre Sprache spricht. Dies kann sich nur ändern, wenn der Kontakt zwischen Studenten und Dozenten wieder unmittelbarer wird. Ist das nicht ein Gesichtspunkt, worunter man studentische Mitsprache betrachten sollte?

U. O.

Matthäi am letzten?

Ein Aufruf des studentischen Informationsdienstes der Universität

Der Artikel »Hütet euch am Milchbuck«, der Mitte November in einer der Zürcher Tageszeitungen erschienen ist, zeigt, dass Monate vor der ersten einer Serie von Volksabstimmungen die Auseinandersetzung um die Neubauten der Universität auf dem Strickhofareal schon so hohe Wellen wirft, dass wir uns fragen müssen, ob es nicht bereits wieder zu spät ist, um uns als Studenten einzuschalten.

Dass sich die Universität in dieser Auseinandersetzung wie wohl kaum je seit sie besteht mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln und vor allem mit Sorgfalt in der Oeffentlichkeit für ihre Interessen (die ja nicht nur die ihren sind) zur Wehr setzen muss, ist eine Notwendigkeit, welche diesmal jenseits der gewohnten Einwände zu stehen scheint. Ein Professor unserer Hochschule hat dies an einer öffentlichen Diskussion voller Besorgnis folgendermassen ausgedrückt (Prof. E. Hadorn): »Bei grossen Vorlagen wie dem Strickhofprojekt muss der letzte Professor sich einsetzen und wissen, dass es wirklich um unsere Existenz geht. Eine Ablehnung ist eine Katastrophe. Das Zürcher Volk ist in diesem Fall nicht mehr willens, die Universität zu halten. Es gibt keine Alternative. Die grossen Abstimmungen sind dann auch die Stunde der Studenten, für einen Fackelzug zum Beispiel, wie ihn Zürich noch nie gesehen hat.«

Wenn wir uns überlegen, was wir als Studenten tun können, dann scheint es auch noch nicht zu spät zu sein, etwas zu unternehmen.

Was können wir tun?

Kostspielige Werbung nach bekanntem Muster übersteigt die Grenzen unserer Möglichkeiten und dürfte auch der Sache (die zum »Verkaufen« wohl die schwierigste von allen ist) nicht gerecht werden.

Was wir jedoch tun können, ist, uns mit unsern »latenten Verbündeten« bei Presse, Fernsehen, Radio, im Unterrichtswesen und bei Vereinen in Verbindung zu setzen und ihre Arbeit mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu unterstützen. Der vom Grossen Studentenrat in seiner letzten Sitzung ins Leben gerufene »Studentische Informationsdienst« ist in erster Linie eine Zentrale, die informiert sein muss über die Arbeit anderer.

In einem zweiten Schritt trägt er dazu bei, dass alles, was zur Unterstützung des Hochschulprojektes unternommen wird, zur rechten Zeit, gezielt und miteinander koordiniert durchgeführt wird. Er übernimmt eine Vermittlerrolle im Kontakt zwischen den Leuten, die einerseits auf Grund ihrer beruflichen Stellung in der Lage sind, auf den Stimmbürger Einfluss auszuüben, und den Studenten, die anderseits bereit sind, dabei in irgendeiner Form mitzuarbeiten.

Erst in einem dritten Schritt unternimmt der Informationsdienst Aktionen in eigener Regie. Wir hoffen, in einer zusätzlichen Anstrengung unser Anliegen auch Bevölkerungskreisen verständlich zu machen, welche rein intellektueller Argumentation weniger zugänglich sind. Wir denken dabei vor allem an gewisse Stadtkreise und Landgemeinden, welche Vorlagen über Mittel- und Hochschulprojekte besonders glorios zu verwerfen pflegen.

Aufruf

Aus der Aufgabenstellung des Studentischen Informationsdienstes heraus sollte deutlich geworden sein, dass er in der Gesamtstudentenschaft nur einen ganz speziellen Teil einer Aufgabe, die sich im Grunde genommen jedem einzelnen Studenten stellt, erfüllen kann und will. Die verantwortliche Kommission kann ohne die Mitarbeit der Studenten die gesteckten Ziele nicht erreichen.

Im jetzigen Zeitpunkt brauchen wir vor allem eine Anzahl von engeren Mitarbeitern, die den Informationsdienst in der geplanten Form in Gang zu bringen helfen. Es gilt zum Beispiel, die Abstimmungsresultate der kantonalen Abstimmungen in den verschiedenen Gemeinden zu untersuchen und die »Stimmung« der Bevölkerung gegenüber den Hochschul-Bauvorhaben des Kantons zu prognostizieren. Es gilt, die Tagespresse zu analysieren und die hauseigene Dokumentation zu betreuen. Es gilt, wichtige Mitteilungen zu vervielfältigen und an die »angeschlossenen« freien Mitarbeiter oder über einen Public-Relations-Verteiler an die Presse weiterzuleiten, usw. usf. – das waren einige Beispiele, die mir gerade eingefallen sind. Es gibt so viel zu tun, dass genügend Spielraum für eigene Ideen besteht. Jeder Mitarbeiter sollte sich mit einigem persönlichem Gewinn in die Aufgaben des Informationsdienstes einarbeiten können.

Wie funktioniert der Studentische Informationsdienst?

Hierzu zwei Beispiele. Erstens: Die Schweizerische Filmwochenschau hat sich mit der Bitte an uns gewandt, ihr beim Drehen eines Filmes über die Raumnot an der Universität behilflich zu sein. Wir vermitteln ihr die notwendigen Kontakte und freiwillige Mitarbeiter. Zweitens (bisher noch nicht eingetroffen): Ein journalistisch tätiger Student nimmt unsere Vermittlung für einen Artikel über die Probleme der Universität in Anspruch. Er bekommt bei uns kostenlos Dokumentationsmaterial oder Hinweise, wo er es finden kann. Er bekommt durch uns den Kontakt mit dem Politiker, den er interviewen möchte, vermittelt, und da wir ständig in Verbindung mit den Redaktionen aller im Kanton erscheinenden Tageszeitungen stehen, können wir ihm wenn nötig den Abnehmer seines Artikels vermitteln.

»Informationsnetz« und Dokumentation

Wir sind überzeugt, dass über eine Brücke von Studenten jeder beliebige in der Hochschulpolitik einflussreiche Mann erreicht werden könnte. Wir bitten alle Studenten, die uns wichtige Kontakte vermitteln können, die Funktion eines »Verbindungsmannes« zu übernehmen und von sich aus »die Brücke zu uns zu schlagen«. Zu den einflussreichen Leuten gehört in diesem Zusammenhang nicht nur der Erziehungsdirektor, sondern auch der Akademiker auf dem Land, z. B. ein Lehrer.

In ähnlicher Weise sind wir auch beim Aufbau unserer Dokumentation auf die Mithilfe der Studenten angewiesen. Unsere Mittel reichen zum Aufbau einer nur bescheidenen eigenen Dokumentation. Wir errichten deshalb ein Register, das über den Inhalt öffentlich zugänglicher Dokumentationen Auskunft gibt. Wir bitten aber auch Studenten, die sich im Hochschulwesen und in der Politik auskennen und aus eigenem Antrieb Unterlagen gesammelt haben, dringend, uns mitzuteilen, über welches Gebiet sie informiert sind (besonders wenn es sich um entfernter mit den Hochschulproblemen zusammenhängende Spezialgebiete handelt) und unter welchen Bedingungen sie konsultiert werden könnten.

Diese behelfsmässige, »fliegende« Dokumentation kann sich wie unser »Informationsnetz« nur dann zu einem brauchbaren Arbeitsmittel entwickeln, wenn möglichst alle potentiellen Mitarbeiter unter den Studenten sich im Sinne von Geben und Nehmen daran beteiligen. Wir erwarten, dass schon in allernächster Zeit eine grosse Zahl von Studenten mit uns persönlich oder über das *Büro der Studentenschaft, Rämistrasse 66*, Kontakt aufnehmen.

Die Kommissionsmitglieder
Tinu Dormann
Hans-Peter Friedrich
Thomas Held
Peter Schuler
Peter Zweifel

In meiner riesigen Krawattenauswahl

finden Sie bestimmt
das kleine Geschenk, das Sie
für Ihren besten Freund
suchen.

Ab Fr. 6.80 – 5%

KORN

Herrenmode
beim »Sunnehus«
Sonneggstrasse 21

Hungert und mehret euch

Fehlgeleitete Entwicklungshilfe und was die Schweiz tun sollte

mo – In Indien leben rund 500 Millionen Menschen, 227 Millionen Stück Rindvieh (davon 80 Millionen ohne irgendwelchen wirtschaftlichen Nutzen) und wahrscheinlich etwa 2 Milliarden Ratten. Da sich das Volk nicht selbst ernähren kann – die indischen Hektarerträge gehören zu den niedrigsten der Welt, und eine indische Kuh liefert an Milch ein Zehntel bis ein Zwanzigstel dessen, was eine europäische produziert –, ist es auf Importe angewiesen, um überhaupt existieren zu können: 1966 lieferten allein die USA 11 Millionen Tonnen Getreide an das hungernde Land, in diesem Jahr werden es voraussichtlich über 20 Millionen Tonnen sein. Und dennoch herrscht der Hunger: in Bihar sterben die Menschen wie Fliegen und verkaufen ihre Kinder, um zu Geld für Lebensmittelkäufe zu kommen. – Unterdessen beten Indiens Frauen um reichen Kindersegen, und die Bevölkerung wächst um runde 12 Millionen Seelen pro Jahr.

Indien ist kein Einzelfall. Die Tragödie dieses Landes ist die Tragödie von über der Hälfte der Menschheit. 70 Prozent der Weltbevölkerung sind unter- oder falsch ernährt, und dies auf einem Planeten, der nach übereinstimmender Aussage von Fachleuten gut und gern 20 Milliarden Menschen – das ist das 6½fache der heutigen Bevölkerung – hinreichend ernähren könnte.

Hier korrigierend zu wirken, das ist der eigentliche Sinn der Entwicklungshilfe. Vordringlich soll sie die *genügende Ernährung* der heute Mangel Leidenden ermöglichen und für alle Zukunft sicherstellen; als sekundäres Ziel – das mit dem primären teilweise verflochten ist – ist der weltweite Wohlstand, sind Vollbeschäftigung und persönliches Glück jedes einzelnen anzustreben.

Der Teufelskreis des Elends

Wo soll die Hilfe ansetzen, welcher Art soll sie sein, um einen höchstmöglichen Wirkungsgrad zu erreichen? – Die Frage beinhaltet die Frage nach Wesen und Ursachen der Krise, welche die Nationen der Dritten Welt heimsucht. Erschöpfende, präzise Antwort darauf zu geben, ist in allgemeingültiger Form wohl nicht möglich, zu unterschiedlich sind die Situationen: Die einen Länder leiden unter der Unbill des Klimas, in anderen sind es ethnische Schwierigkeiten, welche die gesunde Entwicklung blockieren, wieder anderswo ist der Mangel an landwirtschaftlichem, staatspolitischem oder anderem Know-how die Mauer, welche den Weg des Fortschritts versperrt. Bei aller Verschiedenheit der Konstellationen und Bedingungen lassen sich jedoch einige Merkmale erkennen, die fast ausnahmslos allen Entwicklungsländern gemeinsam sind: alle leiden unter einem erschreckenden *Bildungsmangel*, der sich seinerseits in niedriger Produktivität der gesamten Wirtschaft, in Uebervölkerung mit verbundener Arbeitslosigkeit, in katastrophaler Armut, Krankheit, innerer Zerwürfnis und Lethargie niederschlägt. Jedes Symptom ist Ursache eines weiteren, und so schliesst sich der Ring unerbittlich zum verhängnisvollen Teufelskreis: die unterentwickelten Völker sehen den Wohlstand der anderen und spüren die eigene Drangsal; aber sie finden weder den Willen noch die Kraft, ihr Los zu ändern – auch in jenen Fällen nicht, wo die materiellen Voraussetzungen zum Schritt nach vorn durch den natürlichen Reichtum des Landes gegeben wären: denn diesen Reichtum realisieren sie nicht, weil sie nicht gelernt haben, ihn zu nutzen.

Niemand bestreitet die Notwendigkeit der nur momentan wirkenden Entwicklungshilfe; ohne die amerikanischen Getreidelieferungen zum Beispiel wären in diesem Jahr etwa 120 Millionen Inder mehr verhungert – über ein Fünftel der Bevölkerung. Aber die Tatsache bleibt bestehen, dass »Hilfe« dieser Art eben nur kurzfristig Leid abwehrt – an der grundlegenden Situation ändert sich nichts. Der Status quo wird zwar erhalten, zur Besserung der Verhältnisse indessen nichts getan. Der Teufelskreis rotiert weiter, und im nächsten Jahr werden vielleicht anderthalbmal soviel oder mehr Lebensmittel nötig sein, um den gleichen hinhaltenden Effekt zu erzielen.

Parallel zur Notfall-Hilfe der Lebensmittel-Infusionen läuft deshalb eine ganze Anzahl *langfristiger Programme*. Sie sollen die Basis für eine langsame, aber stetige Besserung der Verhältnisse darstellen, sie sollen den Teufelskreis des geistigen und materiellen Elends, das fortwährend neue Not gebiert, durchbrechen und den heute hilflosen Völkern jene Dosis Energie injizieren, deren sie bedürfen, um ihre eigenen Fähigkeiten zu erkennen, anzuwenden und weiter zu entfalten.

Missbrauchter Geltungsdrang

Der Rundblick über die Vielfalt dieser nationalen und multinationalen Hilfsprogramme offenbart leider wenig Löbliches. Allzuoft wird das wahrhaft Gute überwogen vom Eigennutz der Gebenden, ist die Nächstenliebe dürftiger Deckmantel für profane Aspirationen auf Macht und Profit, sind Hilfslieferungen und Kredite nichts weiter als kühl berechnete Einsätze im Pokerspiel um Marktanteile, ideologisch-politische wie ökonomische. Denn hinter allem stehen die Grossen, die die Welt beherrschen oder sich anschicken, dieses zu tun. Sie haben richtig erkannt, dass die unterentwickelten Staaten, in der Pubertätskrise ihrer Entwicklung stehend, leicht zu manipulierende »Objekte« sind: sie erkennen das enorme Gefälle zwischen dem Wohlstand der anderen und der eigenen Not, möchten es ausgleichen, sind dazu aber allein nicht

Hunger

imstande; sie erkennen diese ihre Beschränktheit und Unreife, fühlen sich dadurch – zu Unrecht – in ihrem eben erwachten und noch ungefestigten nationalen Selbstgefühl verletzt und reagieren mit dem Reflex des Uneinsichtigen, indem sie unbändig nach Symbolen drängen, welche die fehlende Substanz ersetzen sollen. Dass diese Symbole zumeist nicht mehr als reines Glitzerwerk sind, stört sie wenig – den breiten Massen sind sie Stützen des Nationalbewusstseins, den jeweiligen Führern Stützen der Macht; dass diese Säulen nicht ganz im Lot stehen und mit dem brüchigen Mörtel des Selbstbetrugs zusammengefügt sind, bleibt ihnen, den Unwissenden, verborgen.

Die Grossen nun nutzen die Chance, die sich ihnen in der Form der charakterlichen Labilität der Hilfebedürftigen darbietet, geschickt aus, indem sie den jungen Nationen eben diese Statussymbole oder die zu ihrer Errichtung erforderlichen Mittel zur Verfügung stellen. Damit erreichen sie zweierlei: erstens die Dankbarkeit der also Beschenkten, die bisweilen sehr rasch in politisch-ideologische Vergötterung umschlägt, und zweitens die fortdauernde, zumeist verstärkte Abhängigkeit der Hilfsempfänger von weiteren Unterstützungen (die nutzlose Prestigehilfe hat ja nichts zur Verbesserung beispielsweise der sozialen oder wirtschaftlichen Situation beigetragen), die ebenfalls fast zwangsläufig auch politischen Charakter hat. Zahllose Beispiele für diese zweifelhafte Art der »Entwicklungshilfe« könnten angeführt werden: Luxuspaläste, übergrosse Sportstadien, Flugplätze, Raffinerien und Stahlwerke, Prestige-Kriegsmaterial. Vielen dieser Hilfsprogramme ist gemeinsam, dass sie nicht auf die wahren Bedürfnisse der Empfängerländer abgestimmt sind: da werden modernste, weitgehend automatisierte Fabriken in Gebieten mit chronischer offener und versteckter Arbeitslosigkeit errichtet, Betriebe, die zudem auf (in den wenigsten Fällen vorhandenes) qualifiziertes Personal angewiesen sind und somit nichts anderes als sinnlos verbautes Kapital darstellen – ganz abgesehen davon, dass dieses Kapital verzinst sein will, was oft den bescheidenen Nutzen der Rieseninvestitionen gänzlich zunichte macht.

Freilich gibt es auch unter den Hilfsprogrammen der Mächtigen positive Ausnahmen – Aufforstungen etwa oder Feldzüge gegen Unwissenheit und Krankheit –, aber sie bestätigen lediglich die Regel, dass Entwicklungshilfe mehr Mittel zum politischen und wirtschaftlichen Zweck ist denn jener Ausdruck der Selbstentäusserung, als der sie deklariert wird.

Und das Beklemmende: Man kann es den politisch gebundenen Staaten nicht verübeln, dass sie die Energie, welche die Not lindern soll, auch für ihre eigenen Ziele nutzbar zu machen trachten. Der unselige Konflikt zwischen den Blöcken zwingt sie dazu. Und die Anfälligkeit der jungen Völker beziehungsweise ihrer Regierungen auf trügerische Scheinkultur tut ihr übriges, um die Versuchung, nur propagandistisch nützliche Hilfe zu leisten, zur Tat zu verdichten. So gesellt sich zum ersten Teufelskreis, in dem die Entwicklungsländer gefangen sind und der ihre Not dauernd verschärft, ein zweiter: Die reichen, im Wettbewerb der Ideologien engagierten Nationen unterstützen, von ihrem Geschäftssinn und von der Konkurrenz gedrängt, die Selbstbestätigungs-Ambitionen der jungen Staaten, indem sie ihnen mit Prestigeprojekten »beistehen«. Die Zinsen des so investierten Kapitals nähren nicht die leeren Staatskassen der Hilfeempfänger, sondern das Konto »Weltpolitischer Einfluss« des Geberlandes. Die Not aber wuchert weiter.

Dem Neutralen vorbehalten: unspektakuläre Hilfe

Hier nun liegt die *Chance des Neutralen*. Er ist nicht auf Punktegewinn in der weltweiten Auseinandersetzung angewiesen und daher als vielleicht Einziger in der Lage, jene Art von Hilfe zu leisten, welche keine propagandistischen Lorbeeren, statt dessen jedoch wirklichen Fortschritt für jene bringt, welche dieses Fortschritts bedürfen. Er hat die Freiheit, dort anzusetzen, wo die Möglichkeit besteht, eine gesunde und stabile Entwicklung in Gang zu bringen.

Die Schweiz hat diese Chance in bislang recht erfreulichem Masse genützt: sie baute Brücken in Nepal und Wasserleitungen in Afrika; sie errichtete eine Kaffee-Vertriebsorganisation in Rwanda und züchtet produktive Rinderrassen in Indien. Alles sind Projekte ohne jedes spektakuläre Element, dafür wirksam und auf die tatsächlichen Bedürfnisse der Empfänger ausgerichtet. Sie sind kapitalextensiv und nehmen auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Entwicklungsländer Rücksicht. Die Schweizer Entwicklungshilfe – die staatliche wie die private – verdient Lob. Aber unser Lob ist nicht ein vorbehaltloses: eine wirksame und bitternötige Hilfe – wohl die unpopulärste für empfindlich-stolze Völker und gerade deshalb dem Neutralen vorbehalten – wurde bislang niemandem gewährt. Wir meinen die Hilfe bei der *Beschränkung der Geburtenzahl*.

Die Dringlichkeit dieser Hilfe erhellt ohne lange Erläuterungen. Solange die Nahrungsmittelproduktion der Erde nicht ausreicht, um die auf ihr lebenden Menschen zu ernähren – eine Steigerung der Nährmittelerzeugung lässt sich nicht von heute auf morgen erzielen –, bleibt keine andere Wahl, als den Bevölkerungszuwachs zu dämpfen und auf eine Rate zu reduzieren, die mit dem Anstieg der Nahrungsproduktion übereinstimmt. Ebenso offensichtlich ist, dass derartige Hilfsprogramme bei der betroffenen und zumeist völlig unwissenden Bevölkerung auf vehemente Ablehnung stossen werden, stellen doch Kinder in jenen wahrhaft proletarischen Gesellschaften den einzigen Stolz, das einzige Kapital ihrer Eltern dar. Dem Neutralen, dem abseits des Wettbewerbs der Ideologien Stehenden bleibt es vorbehalten, auf diesem unspektakulären und äusserst heiklen Gebiet tätig zu sein; die Aufgabe selbst sowie die Aussicht auf einen Erfolg, der schwerer wiegt und dauerhafter ist als jener der nur auf kurzfristige Wirkung bedachten Propagandahilfe der Grossen lohnen den Einsatz.

Und unser Land wäre, würde es diesen Hilfedienst leisten, nicht allein: bereits hat das ebenfalls neutrale *Schweden* in Ceylon durch ein umfassendes Aufklärungs- und Unterstützungsprogramm die Geburtenrate um 20 Prozent zu senken vermocht. Die Erkenntnis, dass Geburtenkontrolle ein *logischer und integraler Bestandteil jedes Hilfsprogramms* für übervölkerte Länder sein soll und dass sie die Voraussetzung dafür ist, dass die anderen Hilfsprogramme voll zur Wirkung kommen und dauerhafte, segensreiche Ergebnisse zeitigen können: diese Einsicht ist es, die wir der Schweizer Entwicklungshilfe, der staatlichen wie der privaten, wünschen.

Der Protest und die Entwicklungshilfe

Von Dr. Rudolf Villiger

Die Entwicklungshilfe lebt vom persönlichen Einsatz. Der Verfasser dieses Beitrags, quicklebendiger Direktor eines eigenwilligen Warenhauses, weiss, wovon er spricht, wenn er die Studenten zur Tat auffordert: er hat seinen Managersessel vor einiger Zeit für zwei Jahre mit der rauhen Wirklichkeit Rwandas vertauscht, um dort am Aufbau einer Kaffeepflanzer-Genossenschaft mitzuwirken. Begeistertes Engagement dieser Art ist es, was heute vonnöten ist.

Erstens:

Einige Vorbemerkungen zum Protest

Das Protestieren gehört zur Tagesfreude unserer Zeit. Zwar protestiert man meist lokal, vorsichtig abgegrenzt, auch nicht allzu laut. Aber kleinbürgerliche Proteste unter dem zur Zeit aktuellen Vorspann des »Nonkonformismus« finden allerorts statt.

Zu Hause
Hinter dem Ofen.
In Sicherheit.
Wohlgenährt.
Eigentlich zufrieden.

Denn Protest ist jetzt Mode. Der Eidgenosse ballt die Faust vor dem Fernsehapparat. Der Oberst protestiert gegen die Ausbildungsmethoden. Die Hippies säuseln gegen irgendwelche Gesellschaftstraditionen; sie wissen zwar nicht genau, gegen welche. Studenten rennen gegen die Universitätshierarchie an. Viele Schweizer Bürger demonstrieren via Landesring gegen den Bundesrat wegen der Teuerung, die sie selber verschuldet haben. Viele schreien nach Opposition und scheuen sich vor der Realität der Opposition.

Aber sie schreien
(Zwar nur im Hinterhof).

Zweitens:

Die Chance des wirklichen Protestes

Ich weiss eine bessere Möglichkeit für alle Protestierenden in unserem Lande: *Den aktiven Protest gegen die schreckliche, bösartige und gewalttätige Elendssituation in der Welt!*

Hunger!
Lepra!
Elend!
Flüchtlinge!
Geistiger Hunger!

Protestieren im Sinne, wie ich es meine, würde aber heissen: *Sich selbst engagieren.* Der Protest gegen das Missverhältnis zwischen rasch reicher werdenden Ländern und sehr rasch ärmer werdenden Ländern *zwingt* – soll er nicht saftlos, steril, feige und kleinbürgerlich bleiben – zum persönlichen, aktiven Engagement, *zwingt zur konkreten Tat.*

Der kanadische Kardinal Léger hat vor wenigen Wochen ein grossartiges Beispiel für solche Art des Protestes gegeben: Er legte Amt und Würde nieder und begab sich nach Afrika zur aktiven Hilfeleistung für die Leprakranken. Für den Rest seines Lebens. Ausgerechnet Léger: Der brillante Geist der Neuerungen, der scharf zupackende Kritiker an althergebrachten Tabus, der unbequeme Streiter Gottes mit offenem Visier und geschliffener geistiger Klinge.

Nach seinen vielen protestierenden Worten folgt sein aktiver Protest durch die persönliche Tat!

Auch für die Schweizer Nonkonformisten aller Altersstufen und beiderlei Geschlechtes gibt es viele, sehr viele Möglichkeiten des persönlichen Protestes gegen das Elend unserer Zeit: *Die Arbeit in den Entwicklungswerken.*

Arbeit und Probleme sind für *alle* da, für den Mediziner, für die Chemikerin, den Juristen, die Agronomen, die Pädagogen, die Nationalökonomen und die Veterinäre. Keiner kommt zu kurz!

Protestprogramme
sind bei folgenden Adressen erhältlich:

Für Nur-Patrioten:
Dienst für Technische Zusammenarbeit, Eigerstrasse, 3000 Bern

Für Protestanten:
Basler Mission, Missionsstrasse 21, 4000 Basel

Für Katholiken:
Schweiz. Laienhelferwerk, Reichengasse 34, 1700 Fribourg

Und zudem:
Helvetas, Schweiz. Aufbaustelle für Entwicklungsländer, Hochstrasse 38, 8044 Zürich

Drittens:

Die Chance der Schweiz

Entwicklungshilfe tut sich nicht am Stammtisch. Sie zeigt sich in der Bereitschaft zu nationalem Risiko und in der persönlichen Bereitschaft, selber helfend mitzuwirken und mitzuentwickeln.

Wenn wir *ernsthaft* protestieren wollen, so liegt eine höchst bedeutungsvolle Möglichkeit in der Entwicklungshilfe. Darin liegt auch die Chance, unserem etwas blass gewordenen Schweizer Slogan »Neutralität und Solidarität« den entschuldigenden Anstrich der Flüchtlingshilfe des Zweiten Weltkrieges wegzukratzen.

Unser Land beteiligt sich seit Jahren mit beachtlichem Einsatz an den Entwicklungswerken. Es sind die Missionen beider grossen Konfessionen, es sind private Institutionen (z. B. Helvetas), und es sind die Investitionen des Bundes, welche eine tatkräftige *Präsenz der Schweiz in der Welt* sicherstellen. Das ist eine erfreuliche Feststellung, die auch nicht durch die gehässige Art einzelner Parlamentsmitglieder geschmälert werden kann, welche ihre lokalen, kurzsichtigen und propagandabedingten Protestchen ausgerechnet an dieser Möglichkeit aktiver schweizerischer Präsenz in der Welt abreagieren! Seldwyla zu Bern gehört eben auch heute noch zum schweizerischen Alltag.

Die Schweiz zeigt durch die Arbeit des Bundesdepartementes für Technische Zusammenarbeit viel Gutes in den Entwicklungsländern. Im Fernen Osten, in Afrika und in Süd-Amerika unterhält diese in ziemlicher Stille arbeitende Abteilung des Bundeshauses zusammen mit initiativen und idealistischen Schweizer-Experten (das gibt es noch!) z. T. risikoreiche Basisprojekte. In Nepal baut man eine Teppichindustrie auf; in Indien schult man Spezial-Arbeitskräfte; in Rwanda entwickelt sich das Genossenschaftswesen für die Kaffee-Pflanzer unter schweizerischer Leitung. Lehrer, Aerzte, Agronomen, Ingenieure und weitere Spezialisten aller Art sind daneben in vielen anderen Ländern an der Arbeit, um die schweizerische Präsenz persönlich mit all ihrem Können sicherzustellen. Sie machen kein grosses Aufheben von ihrem Einsatz. Ihr Protest besteht aus dem Kampf gegen Unwissenheit, in der Ueberwindung eigener Schwächen, im Verständnis für die allgemeine Undankbarkeit gegenüber ihrer oft unter grössten Mühen geleisteten eigenen Arbeit.

Unser Land gibt uns eine Chance, vom Biertischprotest wegzukommen und die vielgeschmähte schweizerische Präsenz in der Welt zu verbessern. Die Schweiz hat genügend Geld, um dies zu ermöglichen. Oft fehlt es aber an *Geist und Erfahrung* für den Einsatz. Es fehlt an jungen, voll ausgebildeten Akademikern, die ein paar Jahre ihres Lebens ohne falschverstandene Romantik für die unterentwickelte Welt einsetzen, um reich und mit geschärftem Blick in die lokale Gemeinschaft zurückzukehren. Es fehlt an erfahrenen Berufsleuten (auch Direktoren!), die für ein paar Jahre das satte Grün der Konjunktur verlassen, um auf steinigem Boden zu zeigen, aus was für Holz sie gemacht sind.

Ob aus Weichholz oder Hartholz.

Es freut mich, dass Sie so weit gelesen haben. Aber im Ernst: Wollen Sie nicht auch mit protestieren?

Soeben erschienen:

HERMANN BURGER
RAUCHSIGNALE

Gedichte. 64 Seiten, Pappband, 9.–

Hermann Burger ist Student der Germanistik an der Universität Zürich. Der vorliegende Gedichtband ist seine erste Buchveröffentlichung; einige seiner Arbeiten wurden bereits in der NZZ, den Schweizer Monatsheften und kürzlich im Zürcher Student (4/67) abgedruckt.

IM ARTEMIS VERLAG
ZÜRICH

Stadtplanungsamt Zürich

Unserem modern konzipierten Planungsteam fehlt ein aufgeschlossener

Verkehrsingenieur

welcher mithilft, neuzeitliche Lösungen der Verkehrsplanung und des Städtebaus zu verwiklichen. Abgeschlossene Hochschulstudien und die Fähigkeit zur Zusammenarbeit werden vorausgesetzt.

Neu zu besetzen ist die Stelle eines

Projektleiters für Landerschliessung

Er muss die Erschliessungsvorbereitung von Bauland fördern und überwachen, wozu Verhandlungstalent und Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck gehören. Gute bautechnische oder kaufmännische Ausbildung ist Voraussetzung. Der Bewerber wird in das zürcherische Quartierplanverfahren eingeführt.

Die vielseitigen Aufgaben des Stadtplanungsamtes bieten Gewähr für gute Aufstiegsmöglichkeiten, gute Besoldung und wahlweise Arbeitszeit. Auskünfte erteilt der Chef des Stadtplanungsamtes nach telefonischer Voranmeldung, Telefon (051) 29 20 11. Bewerbungen sind an den Vorstand des Bauamtes I, Werdmühleplatz 3, 8023 Zürich, zu richten.

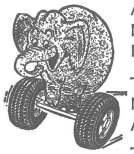
Der Vorstand des Bauamtes I

Auto-Fahrschule Tel. 90 11 82

A. Baumann + Grob Tel. 93 02 23

– 10% Std.-Rabatt – Treffpunkt Hochschulnähe – Ruhiger Unterricht – Schulwagen Opel Rekord 1966

Winter-Pneus



Alle bekannten Marken zu günstigen NETTOPREISEN

Modernste Montage- und Auswuchtmaschinen

W. H. KLEINHEINZ, PNEUHAUS
Culmannstrasse 83 (beim Hotel Rigihof)
8033 Zürich, Tel. 28 37 15

That's it — our Style 1968! Junge Mode — wie gemacht für uns! Anzüge und Mäntel, wie wir sie gerne tragen. Shirts und Pullis in den neuesten Farben. Und der McGregor Corner... Gee!

Next date: Young Men's Shop von Fein-Kaller – es ist alles da von Kopf bis Fuss. Und die Preise sind diesen Herbst besonders günstig.

Fein-Kaller
YOUNG MEN'S SHOP

P.S. Die neuen Modelle von Pierre Cardin sind eingetroffen.

Zürich Sihlporte-Talstrasse 82 Fashion Shop: Niederdorfstrasse 73

13. und 20. Dezember bis 21 Uhr durchgehend geöffnet.

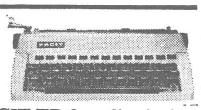
Zu verkaufen in Küsnacht ZH

an bester Wohnlage in ruhigem Villenquartier

Einzelzimmer mit Bad

Eigener Zugang, Ausgang zum Garten. Bushaltestelle direkt vor dem Hause. Tennisplatz in nächster Nähe. Besonders geeignet für Student(in). Preis Fr. 28 000.–

STOVAG, Aktiengesellschaft für Stockwerkeigentum und Verwaltungen, Falkenstrasse 12, **8008 Zürich,** Telefon (051) 47 99 80

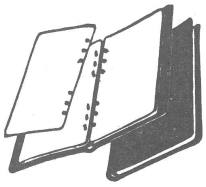


FACIT TP-2 — die einzige Portable der Welt mit «mechanischem Gedächtnis»! Schöne Schriften. Eleganter Koffer. Erhältlich durch die «Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

FACIT

8021 Zürich Löwenstrasse 11 Telefon 051 27 58 14
Verkauf auch durch die Fachgeschäfte

BIELLA **Ringbücher und Kollegbücher**



Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!

In vielen Formaten und Farben, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastic.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

OPPOSITION

Von Prof. Marcel Beck

Opposition ist in unserm freiheitlichen Staate erlaubt. Opposition um der Opposition willen aber gar nicht. Dies wird aus magistralem Munde oft und oft betont.

Diese magistrale Auffassung ist vollkommen falsch. Denn sogenannte konstruktive Opposition – eigentlich dasselbe, was der Gegner will, höchstens mit kleinen Variationen oder auf verschiedenen Wegen – ist eben keine echte Opposition. Opposition ist vielmehr ein integrierender Bestandteil politischer Meinungsbildung im demokratischen Staat. Mit Opposition wollen wir ohne Anwendung von Gewalt eine Veränderung im Staate erzwingen. Das Unerlaubte beginnt dort, wo Gewalt angewendet wird. Der Begriff der Opposition ist scharf umrissen. Opposition um der Opposition willen muss sein, wenn es im Staate nicht zu unerträglichen latenten Spannungen kommen soll, die zu unkontrollierbaren Explosionen führen könnten. Darum gibt es Staaten, wie zum Beispiel England, die der Opposition eine echte Funktion zubilligen.

Unsere eidgenössische Geschichte trägt im ganzen betrachtet doch wohl eher einen autoritären Charakter trotz der Freiheitsliebe, die wir in den Kriegstaten unserer Heldenväter so hochzuhalten pflegen. Der Hang zum absoluten Vertrauen zu den Behörden ist weiter verbreitet, als man vermutet. Politiker, die sich dann und wann zu einer kompromisslosen Opposition versteigen, laufen Gefahr, als Querschläger gebrandmarkt zu werden. Und dies selbst dann, wenn sie nachzuweisen vermögen, dass sie nur einen verschwindenden Teil von Vorlagen der Exekutive bekämpften, und im übrigen gerne gewillt waren, ihre Bedenken zurückzustellen und den Schwierigkeiten Rechnung zu tragen, vor denen die Regierung bei jedem Entscheid steht.

Wir dürfen nicht vergessen, dass der Bundesstaat von 1848 auf Jahrzehnte hinaus durch die radikale Einheitspartei regiert wurde. Wenn dies auch, wie im Schulbuch gelehrt wird, durch eine kluge Verfassung in einem Sinne geschah, der Andersdenkenden einen gewissen Spielraum überliess, so fühlten sich letztere doch zunächst in ihrer Freiheit eingeengt und sprachen vom neuen liberalen Staate keineswegs besonders freundlich. Die Gründerväter des Bundesstaats von 1848 besassen jedenfalls einen äusserst handfesten Sinn für die Macht, deren Handhabung sie mit niemandem teilen wollten. Konservative Männer, über deren Geisteskraft kein Zweifel besteht, wie Jacob Burckhardt und Jeremias Gotthelf, lassen uns über ihre Einstellung zu den radikalen Neuerern nicht im Zweifel. Die demokratische Bewegung der sechziger Jahre, der erstmalige Eintritt eines Katholiken in den Bundesrat im Jahre 1891, das Aufkommen einer sozialistischen Arbeiterpartei, der Uebergang vom Majorz zum Proporz für die Nationalratswahlen, die dieser Partei die ihr gebührenden Parlamentssitze einbrachte, und schliesslich der Eintritt der Sozialdemokraten in die Exekutive nach der berühmten Zauberformel 2:2:2:1, all dies zeichnet den Werdegang einer Opposition, die schliesslich den liberalen Einparteienstaat zu überwinden vermochte. Das Resultat aber war der Allparteienstaat oder, wie man auch zu sagen pflegt, die Konkordanzdemokratie, die einer echten Opposition kaum Spielraum lässt. Man versucht zwar immer wieder, zu zeigen, dass gelegentlich eine Trennungslinie durch alle Parteien hindurch geht und dass daher oppositionelle Erscheinungen in unserm Bundesparlament sogar recht häufig anzutreffen seien. Es geht dabei aber immer nur um eine Gelegenheitsopposition mit variablen Grössen, die keineswegs den Charakter des Prinzipiellen trägt und nach lautem Kampfgetöse leider nur zu oft zu schwächlichem Kompromiss bereit ist.

Kürzlich verstieg sich ein nationalrätlicher Redner gar zur Behauptung, eine mit zwei Sitzen im Bundesrat vertretene Partei sei sozusagen zu zwei Siebteln gouvernemental und zu fünf Siebteln oppositionell. Das ist verzweifelt geistvoll, ein wahrer Sophismus, mit dem man über einen unerträglichen Zustand hinwegzukommen trachtet, von dem man allerdings weiss, dass man nie davon lassen kann. Denn wer einmal gemächlich wiederkäuend an der Krippe des Staates steht, der wird freiwillig sich niemals von ihr entfernen. Er wird vielmehr neben Sophismen gelegentlich auch Motive von höchstem staatsbürgerlichem Ethos für die liebliche Gemeinsamkeit in der behaglichen Stallwärme vorbringen.

Ich meine damit das Argument, wonach bei uns zu Lande ein jeder an der Verantwortung in der Staatsführung teilnehme, weil alle Parteien in der Exekutive vertreten seien. Dieses Argument scheint so selbstverständlich zu sein, dass man allein schon deshalb an seiner Richtigkeit zu zweifeln hat. Mehr als verdächtig ist es, wenn von staatserhaltenden Parteien die Rede ist, womit jene zu verstehen sind, die im Bundesrate vertreten sind. Mit stolzer Selbstverständlichkeit vernimmt man dies hin und wieder aus dem Munde ihrer Mitglieder. Was nicht zu ihnen gehört, wäre demnach nicht staatserhaltend, die schwach vertretene Gruppe jener, die sich zur Opposition aufraffen, dementsprechend in der Eidgenossenschaft nicht erwünscht.

An diesem Zustand dürfte sich zunächst wohl kaum etwas ändern, denn die Nationalratswahlen haben zwar im Kanton Zürich einen Erdrutsch gebracht, nicht aber in der Eidgenossenschaft. Und man hörte schon den die Situation trefflich umschreibenden Ausspruch, in Bern brauche man noch lange kein Zahnweh zu bekommen von der Zugluft aus Zürich. Es ist auch kaum anzunehmen, dass die kleinen Fraktionen des Nationalrats, die sich stets für die Sitzverteilung in den Kommissionen zusammenschliessen, die neue PdA-Fraktion in ihren Schoss aufnehmen werden. Denn allein schon der Gedanke, dass ein PdA-Mann allenfalls Einsitz in der Militärkommission nehmen könnte, jagt den Herren den blassen Schrecken in die Glieder. Hier, wo eine echte prinzipielle Opposition von seiten eines einzigen Kommissionsmitglieds denkbar wäre, wird eine solche als unannehmbar erklärt. Man scheut sich demnach vor einer Auseinandersetzung auf Biegen und Brechen, aus der allein solide Resultate zu erwarten stünden. Aengstlichkeit und Abscheu lassen es schon gar nicht zu, dass man dem vollkommen anders Denkenden im legalen Gespräch einer parlamentarischen Kommission zu begegnen versucht. Man ist in dieser Beziehung bisweilen hinter das Mittelalter gefallen, das ja Religionsgespräche kannte, in denen sich etwa Christen und Juden gegenüberstanden. Und doch ist es nicht von der Hand zu weisen, dass in der sachlichen Atmosphäre der Kommissionsarbeit ein kommunistischer Einwand gegen unsere immer noch sehr hohen Militärausgaben Anlass zu förderlicher Besinnung geben könnte. Doch dazu wird es nie kommen, weil der senkrechte Schweizer sehr oft einfach den Riegel vorzuschieben pflegt, wenn unbequeme Wahrheiten auftauchen.

Um nicht missverstanden zu werden, unterstreiche ich, dass ich damit keineswegs mein Einverständnis mit der Militärpolitik der PdA erkläre. Ich bitte die jungen Leser dieses Artikels denn auch, vor ihren obersten militärischen Vorgesetzten nicht ausgerechnet mich als Kronzeugen für ihre skeptische Haltung gegenüber der schweizerischen Armee zu zitieren. Eine Landesverteidigung ist für mich eine Selbstverständlichkeit, doch wird sie umso sicherer dastehen, je weniger sie sich der Opposition verschliesst. Vorschläge, die geistige Landesverteidigung und damit die staatsbürgerliche Erziehung militärischen Kräften zu überlassen, wie sie in letzter Zeit geäussert wurden, lassen jedenfalls aufhorchen. Besteht doch damit unzweifelhaft die Absicht, uns zu einem gedrillten Gehorsam im totalen Kriegsstaat zu erziehen.

Heute ist nämlich der Krieg an sich zum Gegenstand der Opposition geworden. Ich denke dabei an den Vietnamkrieg. Unsere Jugend steht diesem nicht gleichgültig gegenüber. Unsere Militärs und ein guter Teil unserer Zivilisten betrachten ihn mit sachlicher Kühle. So liest man etwa in unsern Blättern kommentarlose Mitteilungen, wonach der Vietnamkrieg den Amerikanern auch dazu diene, ihre modernen Waffen zu erproben. Oder es werden Betrachtungen darüber angestellt, dass der Vietnamkrieg den Amerikanern jährlich weniger Menschenleben koste als die Verkehrsunfälle in ihrem grossen Lande während der entsprechenden Zeit. Ganz anders stünden die Dinge aber für die 17 Millionen Vietnamesen, die rein rechnerisch schneller verbluten müssten als die Amerikaner. Daher sei der Kampf um den Hügel von Dak To als vielversprechender Anfang des amerikanischen Sieges zu bewerten.

Etwas tiefer gehende Reflexionen über diese Dinge stellt man nicht an. Denn die Amerikaner kämpfen ja für Freiheit und Demokratie. Viele unserer Jungen aber stellen zum Vietnamkrieg die Frage anders. Sie weisen uns Aeltere darauf hin, dass wir auf die Frage, wann wir eigentlich zum erstenmal vom Genocid in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern etwas erfahren hätten, meist betreten zu antworten pflegen, man habe von den Greueln zwar schon früh gelegentlich aus Büchern (ich denke an »Die Moorsoldaten«) etwas erfahren, dies jedoch nicht für möglich gehalten; so richtig bewusst seien einem die Dinge erst gegen Kriegsende geworden, vor allem im Moment, da Konzentrationslagerhäftlinge in unser Land kamen. Sofort folgt aber auch die zweite, viel ernstere Frage, ob wir Aeltere auf Grund unserer Erfahrung heute denn nicht in der Lage seien, den richtigen Sachverhalt früher als vor dreissig Jahren zu erkennen. Ob denn die Erprobung moderner Waffen, wie sie die Amerikaner in Vietnam betrieben, nicht genau dem gleichkäme, was die Deutschen im Spanischen Bürgerkrieg taten, wo sie ihre für einen andern Feind bestimmten Panzer und Flugzeuge einsetzten? Und ob der Vietnamkrieg, der logischerweise mit der Vernichtung des gesamten vietnamesischen Volkes enden müsste, nicht so etwas wie ein Genocid mit andern Mitteln darstelle?

Nun gibt es neutrale Staaten, mit denen wir beste Beziehungen unterhalten, die sich hier zu einer unmissverständlichen aussenpolitischen Meinungsäusserung verpflichtet fühlten. So lesen wir gerade dieser Tage in der Presse von einem schwedisch-sowjetischen Communiqué, in dem die Beendigung der Bombenangriffe auf Nordvietnam als Voraussetzung für die Wiederherstellung des Friedens hervorgehoben wird. Die Schweden handeln so im Sinne ihrer Neutralitätspolitik. Und was tun wir? Wir lesen Leitartikel sehr reputierter Zeitungen, die uns die Niederlage Vietnams mathematisch exakt vorrechnen. Wir atmen erleichtert auf, weil mit einem solchen amerikanischen Sieg wieder einmal der kommunistischen Expansion Halt geboten wird. Und wer anders denkt, den stempelt man als Nonkonformisten ab. Ueber das mechanische Morden einer technisch hochüberlegenen Armada in einem unterentwickelten Land will man sich jedoch keine Gedanken machen. Die massgebenden Kreise der staatserhaltenden Parteien dürften wohl insgesamt zu jenen gehören, die das Aufeinanderschlagen der Völker im Fernen Osten ohne Rückbeziehungen auf die nationalsozialistische Zeit verfolgen. Solche Zusammenhänge wurden mir schon gelegentlich von jungen kühnen Fragern etwas unsanft in Erinnerung gerufen.

Diese Fragen sind berechtigt. Ihnen auszuweichen bedeutet so viel, wie nicht zu sehen, was wirklich ist. Im Allparteienstaat ist nun gerade Aussenpolitik jenes Gebiet, in dem jedermann ja und amen zu sagen pflegt zu dem, was die Exekutive tut. Wer ist bei uns überhaupt noch in der Lage, wirksam und verpflichtend gegen den Völkermord in Vietnam zu protestieren im Namen der Humanität und im Namen der Neutralität? Wohl niemand! Weil es eben an einer entschlossenen Opposition fehlt, die hier das Wagnis unternähme, mit einer Abkehr von einem neutralistischen Absentismus alle jene Jungen zu gewinnen, die einst die bösen Folgen des Vietnamkrieges zu tragen haben, sofern er nicht bald abgebrochen wird.

Als die Engländer den Unterdrückungskrieg gegen die Buren führten, da herrschte im Schweizerland ein flammender Protest. In der tausendfältigen Rücksichtnahme eines Allparteienregimes ist so etwas nicht mehr möglich. Keine Idee mehr, die uns zu etwas Aussergewöhnlichem, vielleicht sogar Unbequemem in unserer oppositionslosen, gegenseitigen Liebedienerei mitreissen würde. Selbst da, wo es um die höchsten Fragen der Humanität geht, verlangen wir keine eindeutige Stellungsnahme unserer Regierung. Der Zweite Weltkrieg hat uns verdorben. Zu sehr machte dort jene Klugheit Schule, die es vorzog, um unserer Selbsterhaltung willen das Böse hinzunehmen oder gar zu verschweigen, was rings um uns geschah.

Ringier-Bilderdienst

Indonesiens unruhige Studenten

Von Christian Roll

Ein Panzerwagen ist vor dem Gebäude angefahren, in dem General Suharto sein Büro eingerichtet hat. Auf Lastwagen kommen Studenten an. Sie brüllen nicht mehr wie vor zwei Jahren »Hängt Sukarno« ,sondern »Gebt uns Reis«, »Säubert die Regierung von korrupten Elementen« und »Bietet dem Steigen der Preise Einhalt«. Um die grüne Fahne des Propheten haben sich die Mitglieder der orthodox-mohammedanischen Studentenvereinigung »HMI« (Himpurnan Mahasiswa Islam) geschart, die mit 80 000 Anhängern heute die grösste Gruppe darstellt. Unter einer roten Fahne, in der eine Fackel und ein Buch zu sehen ist, stehen die Mitglieder der katholischen »PMKRI« (Perhinpuran Mahasiswa Katholik Republik Indonesia), die mit ihren 20 000 Mitgliedern gegenwärtig die zweitstärkste Studentengruppe ist. Es fehlen die kommunistischen Studenten und die Anhänger der der »Partei Nasional« nahestehenden »GMNI«, die einmal 75 000 Mitglieder zählte, heute aber zersplittert ist. Diesmal protestieren die Studenten gegen die Knappheit von Benzin und gegen den steigenden Reispreis, gegen die Korruption und gegen die Unfähigkeit der Regierung, das Land aus dem Chaos herauszuholen. Sie vergessen dabei, dass es unmöglich ist, von heute auf morgen eine Stabilisierung der Wirtschaft herbeizuführen. Kürzlich verhinderten die Studenten, dass Beamte Autos zollfrei und zu verbilligten Preisen einführen konnten. Sie betrachten sich als das *Gewissen der Nation*, weil sie – so behaupten sie zumindest – noch keine Bindung an irgendein Amt oder eine Clique haben. Wenn sie selbst an den Futterkrippen sässen, würden sie also vielleicht nicht mehr demonstrieren.

Die indonesischen Studenten sind heute mehr an politischen und sozialen Fragen als am Studium interessiert. Das politische und ideologische Engagement wird der Erwerbung von Fachwissen vorangestellt. Das ist zweifellos mit ein Erbe aus der Sukarno-Zeit, in der die Massen mit ideologischen Phrasen und politischen Slogans gefüttert wurden. Sukarno und die Kommunisten, die vom Heer eingedämmt wurden, reichen den Studenten heute nicht mehr als Prügelknaben aus. Indonesien hat inzwischen einen Entwicklungsstand erreicht, der auch in der jungen Generation Bedürfnisse wachgerufen hat. Doch es besteht eine Diskrepanz zwischen der Welt, in der sie lebt, und jener, die sie erhofft. Sie reagiert, indem sie anderen die Schuld für die bestehenden Verhältnisse in die Schuhe schiebt.

Heute muss sich jeder Student, der eine Universität besuchen will, einer eingehenden Untersuchung über seine politische Vergangenheit unterziehen. Ehemalige Mitglieder der kommunistischen Studentenverbände dürfen nicht mehr studieren, wie auch die linksgerichteten Kader der nationalistischen Studentengruppe vom Studium ausgeschlossen worden sind. Es heisst, dass 25 000–30 000 frühere Studenten ihre Studien nicht mehr fortsetzen können, deshalb in den indonesischen Massen untergetaucht sind, aber für immer ein unzufriedenes Element bleiben werden.

Das Leben der indonesischen Studenten ist hart. Nur ganz wenige, vornehmlich die Kinder von Chinesen mit indonesischer Nationalität, stammen aus begüterten Familien. Der Zuschuss, den sie von zu Hause erhalten, ist klein, so dass viele gezwungen sind, sich ihr Studium zu verdienen. Sie treiben einen kleinen Handel, arbeiten in Büros als Hilfskräfte oder erteilen Unterricht. Ihre grösste Hoffnung ist, ein Stipendium zu erhalten, das ihnen die Möglichkeit gibt, im Ausland zu studieren. Von den etwa 40 000 Studenten, die durchschnittlich jedes Jahr die Hochschulen verlassen, finden nur 5000–6000 einen Posten, der dann meistens noch unterbezahlt ist. Das unterentwickelte Land hat den Studenten nicht viel zu bieten. Und nur wenige studieren Fächer der Landwirtschaft, die noch immer die wirtschaftliche Basis des Landes bildet. So wird in Indonesien ein unzufriedenes intellektuelles Proletariat herangezüchtet, das entwurzelt ist und kein Auskommen hat. Die Studenten hatten Hoffnungen und Erwartungen gehegt, die einfach zu gross waren. Sie werden vielleicht eines Tages das Pulver für eine neue Revolution liefern.

Im »Blick« entdeckt

(Montag, 13. 11. 1967, Leserbriefe)

Im Blick las ich von einem Kind, welches mit einem Goldzahn geboren wurde.

Das ist nichts im Vergleich zu dem, was einer Bekannten von mir passierte. Deren Kind hatte bei der Geburt eine Brille auf. Meine Bekannte führt dieses biologische Wunder darauf zurück, dass der Vater des Kindes Brillenträger ist und die Brille nie abnimmt.

Sollten Sie an einer Photo dieser einmaligen sensationellen Sache interessiert sein, so wäre ich gegen ein angemessenes Honorar bereit, Ihnen solche vom Kind mit Brille zu schicken.

Johannes Brüggemann, Chur

Die Schweiz in der Dritten Welt

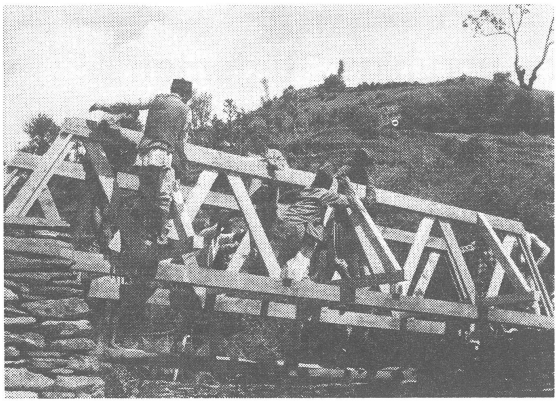
Von Robert Tobler

DftZ bezeichnet eine Abteilung des Eidgenössischen Politischen Departements (des schweizerischen Aussenministeriums), deren Tätigkeit vielleicht mehr als alles andere, was die Schweiz auf aussenpolitischem Gebiet unternimmt und unterlässt, das vieldiskutierte »Image« unseres Landes bestimmt und noch bestimmen wird, nicht unbedingt nur für die nächsten paar Jahre, sondern für die kommenden Jahrzehnte. DftZ bedeutet: Dienst für technische Zusammenarbeit; es handelt sich dabei um jene Abteilung des EPD, die für das zuständig ist, was man hierzulande meistens als »Entwicklungshilfe« bezeichnet, während es z. B. der algerische Präsident Boumedienne als die Wiedergutmachung des kleinsten Teils der Schuld, welche die entwickelten Länder durch die »koloniale Ausbeutung« auf sich geladen hätten, nennt. Für die Schweiz zum mindesten dürfte es schwierig sein, eine Schuld aus »kolonialer Ausbeutung« abzutragen ... Immerhin hat sich an allen massgeblichen Stellen die Erkenntnis durchgesetzt, dass eine Unterstützung der Entwicklungsländer nicht nur unmittelbar diesen zugute kommt, sondern sich auf weitere Sicht auch auf die wirtschaftlich starken Staaten auswirken wird.

Eine erfolgreiche Entwicklungsförderung wird sich als das einzige Mittel erweisen, das verhindern kann, dass sich die weltpolitischen Spannungen in den kommenden Jahrzehnten um eine neue, gefährliche Dimension erweitern. Allein die Tatsache, dass es noch nicht gelungen ist, die durchschnittlichen wirtschaftlichen Zuwachsraten der Entwicklungsländer denen der hochentwickelten Industrienationen anzunähern, dass also der Unterschied zwischen den »Reichen« und den »Armen«, den wirtschaftlich Starken und den wirtschaftlich Schwachen, sich zur Zeit noch vergrössert, ist ein nicht zu unterschätzendes Gefahrenelement. Aus den wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten vieler Entwicklungsländer, vor allem auf dem Gebiet der Ernährung, müssen sich zwangsläufig politische Spannungen, nicht nur innerhalb der unmittelbar betroffenen Länder, sondern auch auf internationaler Ebene, ergeben. Der bekannte Soziologe Richard F. Berendt hat in diesem Zusammenhang von einem »internationalen Klassenkampf« gesprochen, den es zu verhindern gelte. Noch eine andere Ueberlegung könnte weite Kreise in den hochentwickelten Staaten veranlassen, der Entwicklungszusammenarbeit, trotz manchen, aufgrund falscher Vorstellungen besonders schmerzlich empfundenen Enttäuschungen, etwas aufgeschlossener als bisher gegenüberzustehen: die Entwicklungsländer werden, wirtschaftliche Erstarkung vorausgesetzt, zu immer attraktiveren Handelspartnern für die bereits hochentwickelten Nationen. Sie werden dabei ihre Beziehungen zu denjenigen Staaten am ehesten ausbauen, die an ihrer Entwicklung das grösste Interesse zeigen und sie am wirksamsten unterstützen. Deshalb sollte, im eigenen Interesse gesehen, keine Industrienation es sich leisten, ihre Beziehungen zu den Entwicklungsländern zu vernachlässigen.

Die schweizerischen Grundlagen

Diese Einsicht und ein traditionelles Gefühl der Solidarität haben die schweizerische Regierung bewogen, der Entwicklungszusammenarbeit besondere Aufmerkfamkeit zu schenken, wie es vor einiger Zeit in der »Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Weiterführung der technischen Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern« vom 27. Dezember 1966 erneut zum Ausdruck kam. Die für die staatlichen Massnahmen zur Entwicklungsförderung vor einigen Jahren besonders geschaffene Abteilung des EPD, der DftZ, steht unter der Leitung des »Delegierten des Bundesrates für technische Zusammenarbeit« (gegenwärtig Minister S. Marcuard). Der DftZ beschäftigt die Fachleute (zu einem guten Teil Akademiker verschiedener Richtungen), deren die Regierung bedarf, um ihre Massnahmen auf dem Gebiet der technischen Zusammenarbeit erfolgversprechend zu gestalten.



Vernünftige Entwicklungshilfe: Brückenbau in Nepal. (Photo Helvetas)

Kerala

Eines der grössten Projekte des Bundes wurde im September 1963 im indischen Gliedstaat Kerala in Angriff genommen: es hat das Ziel, die landwirtschaftlich wenig ausgenützten Höhenlagen (800 bis 1700 m) durch Verbesserung des Futterbaus und der Viehzucht zu erschliessen. In der ersten Phase wurde auf einem von der Regierung von Kerala zur Verfügung gestellten, ca. 200 ha grossen Gelände eine Versuchsfarm mit modernen Oekonomiegebäuden aufgebaut, der teils versumpfte Talboden wurde drainiert, das Weideland gesäubert und durch Düngung und Einführung neuer Futterpflanzen verbessert. Ausserdem wurden die einheimischen Zebukühe zur Steigerung ihrer Produktivität, mit Samen der schweizerischen Braunviehrasse künstlich besamt; 1965 wurden 36 Stück Braunvieh (22 Stiere) nach Kerala gebracht und die Besamungsaktion auf Zuchtstationen im ganzen Gliedstaat erweitert.

Eine zweite Phase galt der Expansion. Auf einem weitern, von der Regierung zur Verfügung gestellten Gebiet von ca. 4000 ha, das schon von zahlreichen Familien besiedelt war, wurden die auf der Versuchsfarm erprobten Futterbau- und Viehzuchtmethoden von einer Basisstation aus weiter verbreitet. Ausserdem wurde durch gründliche Ueberprüfung der Produktionskosten und Bildung von Genossenschaften ein gewinnbringender Absatz von Milch und Milchprodukten angestrebt. Für das ganze Keralaprojekt brachte die Schweiz bis Ende 1966 ca. 3,9 Mio. Fr. auf.

Peru

Weitere Landwirtschaftsprojekte betreibt der Bund in Peru; dort aber handelt es sich, im Gegensatz zum einzelnen Grossprojekt in Indien, um fünf kleinere Projekte, die auf verschiedenen Höhenlagen von der Küste über die Anden bis ins Amazonasgebiet verteilt sind. Auch dort wird versucht, Viehzucht, Futterbau und, im Amazonasgebiet, auch die Forstwirtschaft zu verbessern. Ein seit Jahrzehnten in Peru ansässiger Schweizer, der mit den Verhältnissen im Land sehr gut vertraut ist, konnte als Projektleiter gewonnen werden. Die Regierung zeigte ein wachsendes Interesse an den schweizerischen Bemühungen und entwickelte eine erfreuliche Kooperationsbereitschaft. Ausserdem wird mit Vertretern internationaler und bilateraler Organisationen der technischen Zusammenarbeit und grosser Privatunternehmen ein reger Erfahrungsaustausch betrieben.

Rwanda unter anderen

An weiteren Projekten, die der Bund in eigener Regie übernommen hat, seien noch erwähnt: Eingliederung und wirtschaftliche Verselbständigung tibetanischer Flüchtlinge in Indien (Landwirtschaft) und Nepal (Teppichfabrikation), Errichtung eines Hochspannungslabors in Bangkok, Thailand, Milchwirtschaftsprojekt in der Türkei, Ausbildung von Jugenderziehern in Kamerun, Landwirtschaftsprojekte in Tschad, Tanzania und Rwanda, wo ausserdem ein Tuberkulosesanatorium durch einen Schweizer Arzt geleitet wird, dem zwei freiwillige Schweizer Mitarbeiterinnen zur Seite stehen. Ebenfalls in Rwanda leiten Schweizer zusammen mit Einheimischen die Genossenschaft »TRAFIPRO« (TRAvail, FIdélité, PROgrès), die mit dem Ziel aufgebaut wurde, die landwirtschaftlichen Erträgnisse durch Einkauf der Landesprodukte (vor allem Kaffee) und Verkauf von Konsumwaren zu angemessenen Preisen zu steigern. In drei Jahren ist die »TRAFIPRO« zur grössten Handelsgesellschaft Rwandas geworden; an ihrem Besitz sind ausschliesslich rwandesische Bürger beteiligt. Die Zahl der Genossenschafter stieg von 6000 Ende 1963 auf 75 000 im Oktober 1966; die Zahl der Filialen im gleichen Zeitraum von 11 auf 27; der Umsatz (ohne Kaffee) von 206 000 sFr. auf 6 000 000 sFr.; die »TRAFIPRO« bestreitet rund 20% des gesamten Warenumsatzes Rwandas und übt deshalb auch einen Einfluss auf die Preisbildung im Land aus.

Der Bund führt aber nicht nur Projekte in eigener Regie aus, sondern unterstützt auch Projekte privater Organisationen oder übergibt von ihm vorbereitete Projekte privaten Organisationen zur Ausführung, wie z. B. die Ansiedlung tibetanischer Flüchtlinge in Dhorpatan, Nepal (Helvetas), Berufsausbildungszentren in Tunesien und Costa Rica (Schweizerische Stiftung für technische Entwicklungshilfe); ferner übergab der Bund das in Zusammenarbeit mit der Regierung in Trinidad aufgebaute »Institut für internationale Beziehungen« dem »Institut universitaire des hautes études internationales« in Genf zur weiteren Betreuung.

Experten

Eines der klassischen Mittel der Entwicklungszusammenarbeit ist die Entsendung von Experten, die sich mit Ausbildung oder Beratung befassen, in selteneren Fällen aber auch exekutive Funktionen übernehmen. Im August 1967 waren im Rahmen der bilateralen technischen Zusammenarbeit neunzig Schweizer Experten der verschiedensten Berufsrichtungen in folgenden Staaten im Einsatz: Türkei; Algerien, Burundi, Kamerun, Kenia, Madagaskar, Rwanda, Tanzania, Tschad, Tunesien, Uganda; Chile, Peru. Als Beispiele der vertretenen Berufe seien erwähnt: Agronomen, Architekten, Aerzte (auch Tierärzte), Hotelfachleute, Kaufleute, Lehrer, Mechaniker, Sekretärinnen. Für Rekrutierung und Ausrüstung der Experten ist im DftZ die Sektion »Experten und Material« zuständig, die in Zeiten der Hochkonjunktur oft Schwierigkeiten hat, gut qualifizierte Fachleute zu finden. Trotzdem ist es der Schweiz immer wieder möglich, eine verhältnismässig grosse Zahl von Experten für die bilaterale wie für die multilaterale technische Zusammenarbeit im Rahmen des PNUD zur Verfügung zu stellen.

Freiwillige und Stipendiaten

Im Rahmen der bilateralen Zusammenarbeit wird von der Schweiz(wie auch von vielen andern Staaten) eine weitere Kategorie von Mitarbeitern eingesetzt: die Freiwilligen. Sie werden für ihre Tätigkeit nicht besoldet; sie werden in zweimonatigen Kursen, in denen sie auch die Sprache ihres Einsatzgebietes, wenigstens in den Grundzügen, erlernen, auf ihre Aufgaben vorbereitet. Bisher wurden über 100 Schweizer Freiwillige in Dahomey, Kamerun, Tschad, Rwanda und Nepal eingesetzt. Die Studentenschaft der Universität Zürich arbeitet im gegenwärtig laufenden Programm ihrer Kommission für Entwicklungsländer mit den Schweizer Freiwilligen zusammen, indem sie von diesen zu unterbreitende Projekte finanziert, welche ausserhalb des vom DftZ vorgesehenen Tätigkeitsfeldes der Freiwilligen liegen und für die deshalb keine Bundesmittel zur Verfügung stehen. Zu einem guten Teil handelt es sich dabei um Massnahmen zur Verbesserung der Wasserversorgung oder zur Erweiterung des Schulunterrichtes in verschiedenen Gegenden der weiter oben erwähnten afrikanischen Länder.

Eine der ältesten Formen der technischen Zusammenarbeit, auch für die Schweiz, ist die Ausbildung von Stipendiaten aus Entwicklungsländern. Es handelt sich dabei um Leute mit einer gewissen Grundausbildung, die es ihnen erlaubt, anspruchsvollere Kenntnisse zu erwerben, die in ihren Heimatstaaten dringend benötigt werden.

In der Schweiz oder, durch schweizerische Stellen organisiert, in den Entwicklungsländern selbst, werden auch besondere Berufsbildungskurse abgehalten, wenn keine ständigen, für Stipendiaten geeignete Ausbildungsinstitute zur Verfügung stehen. Es werden z. B. Kurse veranstaltet für Mechaniker, Postbeamte, Leiter von Landwirtschaftsschulen, aber auch für Gewerbelehrer, Bankangestellte und Diplomaten.

Ist Erfolg sicher?

Nach Abschluss der Ausbildung von Stipendiaten und Kursteilnehmern ist der DftZ bestrebt, mit ihnen in Verbindung zu bleiben und zu erreichen, dass sie gemäss ihrer Ausbildung eingesetzt werden können, sei es über die offiziellen schweizerischen Vertretungen oder durch Experten, die in den betr. Ländern tätig sind. Damit wird gleichzeitig eine gewisse Erfolgskontrolle möglich; die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, dass ca. 75% der Stipendiaten die in sie gesetzen Erwartungen einigermassen erfüllt haben; bei den übrigen handelt es sich um Leute, mit denen der Kontakt verloren ging oder die nicht in ein Entwicklungsland zurückgekehrt sind oder die auf einem Gebiet tätig sind, auf dem ihnen die erworbene Ausbildung wenig oder nichts nützt.

Aber nicht nur bei Stipendiaten, sondern auch bei Experteneinsätzen und Gesamtprojekten, überhaupt bei jeder Form von technischer Zusammenarbeit ist man in allen Staaten dazu übergegangen, möglichst genaue Erfolgskontrollen vorzunehmen. Man will auf diese Weise versuchen, durch bessere Vorbereitung und sorgfältigere Abstimmung auf die Sozialstrukturen der Entwicklungsländer (deren Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit man oft überschätzt hat) eine Wiederholung der teilweise grotesken Missgriffe und Fehlspekulationen aus den ersten Jahren der »Entwicklungshilfe« zu vermeiden. Man sollte sich aber, auch in nicht an der technischen Zusammenarbeit beteiligten Kreisen, genau bewusst sein, dass jede Form eines Versuchs zur Entwicklungsförderung ein Risiko miteinschliesst. Um den Erfolg jeder Entwicklungshilfe noch zu steigern, was ohne Zweifel notwendig ist, wird eine viel intensivere internationale, ja globale Zusammenarbeit als bisher unumgänglich sein, vor allem auf dem Gebiet des Welthandels, wo Massnahmen, die den Entwicklungsländern zugute kommen, gar nicht unbedingt den Industrienationen schaden müssen.

Bei allen Diskussionen über Art und Weise, über Motive und Ziele der Entwicklungsförderung sollte aber, jenseits von Idealismus und Ideologie, eine ganz einfache Tatsache nicht übersehen werden: erste und wichtigste Bedingung auch für den bescheidensten Erfolg der »Entwicklungshilfe« ist, dass die hochentwickelten Industrienationen auch weiterhin bereit sind, Geld, und zwar sehr viel Geld, dafür auszugeben.

Helvetas: Ein Werk der Skeptiker!

Unter den privaten schweizerischen Organisationen, welche sich mit Entwicklungshilfe beschäftigen, ist Helvetas die bekannteste. Der folgende Beitrag gibt einen Einblick in die Arbeit dieses Hilfswerkes und in die Grundsätze, von denen es sich leiten lässt.

Entwicklungshilfe hat zur Zeit keine gute Presse, und Sensations- und Boulevardblätter stürzen sich auf pikante Stories über Verschleuderung und unzweckmässige Verwendung von Entwicklungsgeldern, und viele versuchen auf diese Art zu beweisen, dass Entwicklungshilfe die unsinnigste Geldverschleuderung bedeute. Das Unternehmen Entwicklungshilfe, gleich nach Ende des Zweiten Weltkrieges begonnen, um »den Frieden zu gewinnen«, steckt in einer ernsten Krise. Natürlich hat der Nahostkrieg mit seinen unbehobenen Folgen diese Stimmungstendenz nicht verbessert, sondern verschlechtert.

Ein privates Werk wie *Helvetas*, welches einen beachtlichen Teil seiner Geldmittel durch Sammlungen beschafft, wird von der Einstellung des Schweizer Volkes zur Entwicklungshilfe in besonderem Masse betroffen. Es ist mit seiner ganzen Arbeit dem Plebiszit der Spender ausgesetzt. Um so wichtiger ist es, dass der Spender und Geldgeber weiss, wofür er bei Helvetas sein Geld investiert.

Wo und wie wirkt die Helvetas?

Im Jahre 1955 begann Helvetas in Nepal auf Anfrage der nepalischen Regierung hin mit dem Aufbau eines Milchwirtschaftsprogrammes, welches nun gänzlich vom Partnerland weitergeführt wird (drei Käsereizentren, Molkereien mit Milchsammelstellen, ein Käsehandelsunternehmen). In organischer und sukzessiver Entwicklung folgten weitere Projekte: Talentwicklungen, Bauten, Instruktionszentren, Wasserversorgungen, Bachkorrekturen und anderes.

In *Tunesien* begann Helvetas 1959 mit dem Aufbau eines Berufsbildungszentrums im ehemaligen französischen Garnisonsnest Haffouz bei Kairouan. Während acht Jahren leiteten Schweizer Berufsleute zusammen mit einheimischen Lehrmeistern in der 200 Lehrlinge umfassenden Gewerbeschule die Ausbildung von Mechanikern, Schlossern, Drehern, Schweissern, Elektrikern, Maurern und Landwirten. Nach zahlreichen Schwierigkeiten personeller wie auch fachtechnischer Natur war das Werk so weit fortgeschritten, dass es diesen Sommer zur selbständigen Weiterführung und Weiterentwicklung an das Partnerland übergeben werden konnte. Haffouz ist das erste grössere schweizerische Entwicklungsprojekt, das nun gänzlich von einheimischem Kader weitergeführt wird.

In *Westkamerun* sind Schweizer Fachleute im Auftrag von Helvetas in enger Zusammenarbeit mit dem Community Development Department im Begriff, ein leistungsfähiges Netz von Wasserversorgungen und Wasserfassungen aufzubauen. Um den für die Weiterführung und Neuentwicklung solcher Projekte notwendigen Nachwuchs sicherzustellen, wurde zu Anfang dieses Jahres ein Ausbildungszentrum für Bau- und Wasserfachleute in Kumba errichtet.

Was verlangt Helvetas von seinen Partnern?

Entwicklungsarbeit, wie sie Helvetas versteht, soll *Initialzündung* sein. Sie will dem Partnerland geistige und technische Anregungen vermitteln. Hier liegt bereits das Kernproblem: nämlich von Anfang an die Voraussetzungen zu schaffen für einen partnerschaftlichen Leistungsaustausch. Anfänglich war es sehr schwierig zu erreichen, dass die einheimische Bevölkerung von Anfang an am Aufbau persönlich Anteil nahm. Entwicklungshilfe, die Geschenke macht, belügt sich selbst.

Nur ein Vorgehen in kleinen, meist wenig spektakulären Schritten, gewährleistet den Bestand eines Projektes. So bauten etwa die jungen Schüler in Haffouz ihr Dorf und ihre Ausbildungsstätten selber, bevor man mit dem Unterricht begann. Dadurch gewannen sie eine ganz besondere Beziehung zu ihrer Schule. Nach der genau gleichen Methode geht Helvetas beim Bau von Brücken und Schulen in Nepal, bei der Errichtung von Wasserversorgungsanlagen in Kamerun vor. Alle diese Projekte entstehen durch freiwillige Arbeitsleistungen der örtlichen Bevölkerung. Initiative und Gemeinschaftssinn werden auf diesem Wege geweckt. Jedem Schweizer Experten steht ein Assistent des Partnerlandes zur Seite.

Kein Fass ohne Boden

Technisches Wissen und berufliches Können sind zweifellos wichtige Grundlagen des wirtschaftlichen Aufbaus. Um jedoch langfristig und dauerhaft wirken zu können, muss dieses Knowhow mit einer weiteren Eigenschaft gepaart sein, nämlich mit dem Willen zur tätigen Meisterung der sich stellenden Probleme durch Selbsthilfe. Gerade diese *Erziehung zur Selbsthilfe* ist das primäre Anliegen der Helvetas-Mitarbeiter.

Durch Transfer von Geldmitteln und Einfuhr komplizierter und kostspieliger Maschinen in Entwicklungsländer kann die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in den wenigsten Fällen massgeblich gefördert werden. Wesentlich ist und bleibt der *persönliche Kontakt* der Experten mit den Partnern und ihr beispielhaftes Vorbild. Man kann der Entwicklungshilfe optimistisch oder skeptisch gegenüberstehen; man kann jedoch ihre Dringlichkeit im Ernst nicht bestreiten. Gesunde Skepsis tut not, wenn es um die Methode des eigenen Einsatzes geht.

Helvetas-Pressedienst

Kuba 67

Modell eines revolutionären Entwicklungslandes

Das Plakat steht am Strand der Schweinebucht. Sein Text lautet: »Strand von Giron, wo der Imperialismus seine erste grosse Niederlage in Amerika erlitt.« – Das kubanische Beispiel erscheint vielen Völkern Südamerikas als die verwirklichte Hoffnung auf sozialen Fortschritt. Nachdem Jean-Pierre Hoby im letzten Semester mit seinem Bericht über Nicaragua die Situation eines Landes geschildert hat, dessen Oberschicht mit Gewalt sich an der Macht hält, in Washington aber trotzdem gute Freunde besitzt, und nach dem Artikel über »Che« und Régis Debray in der letzten Nummer des ZS, der darlegen wollte, welche Voraussetzungen die »Neue Revolution« bedingen, versucht heute Michael Dym seine Begegnung mit dem nachrevolutionären Kuba zu beschreiben. Auch dieser Artikel will dazu anregen, die Politik des sogenannten »Westens«, d. h. vor allem der USA, gegenüber den Ländern der Dritten Welt zu überprüfen.

Ein politischer Reisebericht von Michael Dym

Ich betrat den kubanischen Boden nach fast 30stündigem Flug über Prag, Shannon und Gander nach Havanna mit jenem Vorurteil, das unsere Meinung über Kuba prägt. Meine Erwartungen waren dementsprechend. Vorausschicken muss ich, dass Kuba nicht der erste sozialistische Staat war, den ich besuchte. Drei osteuropäische Länder kannte ich bereits sehr gut durch verschiedene Studienreisen. Was in diesen Ländern berechtigter Kritik unterworfen werden muss, erwartete ich nun auch in Kuba anzutreffen, nämlich: Unfreiheit, Diktatur der »Neuen Klasse«, Unpopularität der Regierung oder des Systems, schlechte Stimmung in der Bevölkerung. Was ich indessen in Kuba sah, war die grösste Ueberraschung meines Lebens, und davon möchte ich nun berichten.

Aussichten

Im Flughafengebäude wurde mein Schweizer Pass vorerst bestaunt, dann suchte man vergeblich das Visum (es ist für uns gar nicht erforderlich), und als man mich – der einzige westliche Passagier war halt ein ungewohntes Problem – dem Chef vorführte, wurde ich mit einem ebenso kräftigen wie herzlichen Handschlag willkommen geheissen. Alle Beamten waren in Guerillero-Uniformen gekleidet und hatten etwas revolutionär Wildes an sich; ihre Freude aber über den seltenen Besuch aus Suiza war aufrichtig und sympathisch. Auf der 30 km langen Fahrt in die Stadt die ersten Eindrücke: Subtropische Landschaft mit farbenprächtiger Vegetation, Palmen säumen die breite Autostrasse, die sauberen weissen Häuser kontrastieren mit dem Rotbraun der Erde und dem satten Grün der Pflanzen. In den Vororten Havannas fährt man an einigen neuen Fabriken vorbei, an einem modernen Sportzentrum, dann ist man in der Stadt. Im Touristenquartier Havannas, Vedado, berechnen fast alle Hotels einen Einheitspreis, so dass ich mich ohne Gewissensbisse entschliessen durfte, im 23. Stockwerk des ehemaligen Hilton, heute Hotel Habana Libre, zu wohnen. Ein Blick von meinem Balkon: Die Stadt (1 Mio. Einwohner) liegt an einer sanften Bucht und der Hafen ist wie ein See eingebettet ins Stadtinnere und durch einen Kanal mit dem Meer verbunden. Das Meer zeigt rich in den wunderbarsten Farben von Türkis bis Dunkelblau, und am Horizont erblickt man eine stattliche Anzahl von Kriegsschiffen – amerikanische Kriegsschiffe. Jenseits der Hafeneinfahrt die modernen und grossen Häuserblocks der neuen Siedlung Habana del Este, wo in 2000 Wohnungen etwa 10 000 Menschen leben, die zuvor in den Slums an den Stadträndern dahinvegetiert haben. Das grosse Hafenquartier wirkt wie ein Schachbrettmuster, durchzogen von einem engen Netz von Strassen und Gässchen; das Bild unterscheidet sich kaum von demjenigen irgendeiner südeuropäischen Hafenstadt. Nur die über das Häusermeer herausragende Kuppel des Capitolio irritiert. Das Parlamentsgebäude, zuletzt des Fulgencio Batista, hat nie seiner Zweckbestimmung gedient – als Museum findet die Kopie des Washingtoner Capitols heute besser Verwendung. Im Stadtteil, der dem Meer abgekehrt ist, sind die Gebäude der Universität, im Hintergrund Regierungs- und Parteisitz rund um die »Plaza de la Revolución«, wo Fidel Castro unter dem grossen Obelisken und vor dem Denkmal José Martis, des Nationalhelden und Befreiers Kubas von den Spaniern, seine Ansprachen vor Hunderttausenden zu halten pflegt.

Flüchtlinge oder Emigranten?

Doch, wird man fragen, ist der Jubel der Kubaner echt, der Fidels Ansprachen begleitet? Weiss man nicht, dass jeden Tag Dutzende von Emigranten das Land verlassen und hinüber in die USA fliegen? Dazu ist einiges zu sagen, nachdem z. B. Dr. Hans Rudolf Böckli im Rahmen seiner Kuba-Reportage (»Tat«, 18. Juli 1967) eine ganze Seite diesem Thema widmete. Absichtlich habe ich von Emigranten gesprochen, und nicht – wie sonst üblich – von Flüchtlingen. Das Verlassen der Insel auf diesem Wege ist durchaus legal. Castro hat erklärt, dass jeder Kubaner die Freiheit habe zu gehen – und das kann er auch tatsächlich. Dass täglich nur 170 Leute emigrieren und nicht mehr (nach Angaben von Dr. Böckli warten noch »Zehntausende«), ist keineswegs auf kubanische Auswanderungsrestriktionen zurückzuführen, sondern höchstens auf die mangelnde Bereitwilligkeit der USA. Der Tat-Berichterstatter kann sich allerdings kaum erklären, weshalb denn Fidel so freizügig das »Tor zur Freiheit« öffnet, wo doch beispielsweise Ulbricht und andere alles dransetzen, ihre Länder hermetisch abzuschliessen. So nennt er Fidels Entscheid eben »inkonsequent«, denn »Castro ist so sehr der Hybris der Macht verhaftet, dass eine derartige menschliche Regung niemals eine Operation erklären könnte, welche die exilkubanische Opposition jährlich um 50 000 Mann stärkt«. Immerhin vermutet Dr. Böckli, Fidel meine, am besten seiner Opposition begegnen zu können, indem er sie auswandern lasse. Dabei müsste auch Dr. Böckli überlegen, dass Castro freilich in seinem eigenen Land ungleich grössere Möglichkeiten hätte, die Opposition zu kontrollieren, als sie als Exilkubaner in Schach zu halten. Er könnte sie ja an die Wand stellen und abknallen lassen, wie dies so häufig in der Phantasie jener Leute geschieht, die ähnlich denken wie Dr. B. Nur: die Emigranten aus Kuba sind meist nicht die überzeugten Antikommunisten, die Amerika erhoffte, um sie als Zeugen der Anklage zu benutzen, denn sie setzen sich gar nicht etwa nach Miami ab, um dort ihrer nobelsten Pflicht zu genügen, Kuba zu »befreien«. Es sind vielmehr grösstenteils ehemalige Geschäftsleute oder Angehörige der Oberschicht, die durch die Revolution zu Schaden kamen, oder alte Verwaltungsbeamte, die wegen ihrer nachgerade sprichwörtlichen Korruptheit nicht mehr zu gebrauchen sind und es nun vorziehen, ihre Nation zu verlassen.

*

Ein Spaziergang durch Vedado ist der Gang durch eine Touristenstadt: Alles ist da, Luxushotels, Bars und Night-Clubs, Parks und Alleen, Quaianlagen und Shopping Centers, nur eines fehlt: die Touristen. Die Amerikaner, welche früher den überwältigenden Teil aller Besucher stellten, kommen nicht etwa aus politischen Motiven nicht mehr nach Kuba in die Ferien, sondern einfach deshalb, weil die amerikanische Regierung ihren Bürgern die Fahrt nach Kuba verboten hat (damit niemand merke, dass die in den USA publizierten Informationen über die Zuckerinsel der Wahrheit nicht entsprechen?) – in jedem US-Passport steht, dass er für Kuba keine Gültigkeit besitzt. Dafür ist in den Hotels viel Tschechisch, Polnisch und Russisch zu hören, auch Gäste aus der DDR sind nicht selten anzutreffen. Die einzigen Lateinamerikaner, die zuweilen nach Kuba kommen, sind die Mexikaner; sie nehmen regelmässig an Sportmeetings und anderen internationalen Veranstaltungen teil. Mexiko ist auch der einzige Zugang nach Kuba auf dem amerikanischen Kontinent, aber selbst hier besteht die Verbindung nur in einem einzigen Flug pro Woche. Sonst ist Kuba ausschliesslich über Prag, Moskau und Madrid erreichbar (auch bei Franco kommt das Geschäft vor der Ideologie).

Die Night-Clubs sind jedoch auch weiterhin geöffnet; an jeder Strassenecke stehen beleuchtete Wegweiser, die dem Touristen helfen, eine Auswahl unter den 47 Nachtlokalen und 15 Cabarets zu treffen, deren Programme allerdings nicht mit den Pigalle-Attraktionen auf eine Stufe gestellt werden dürfen, sondern teilweise hohes künstlerisches Niveau aufweisen. Fidel Castro, der zu keiner menschlichen Regung fähig sein soll, hat Havanna den Ruf genommen, das grösste Bordell der Welt zu sein, und die kubanische Frau von dieser Schmach befreit. Befremdlicherweise (oder eben gerade nicht?) bedauert dies Dr. B. Er schildert begeistert solches – wie er sich ausdrückt – »Treiben«: »Der wirtschaftliche Effekt war eine phantastische Injektion ausländischer Devisen, die in mannigfacher Weise den wirtschaftlichen Kreislauf Havannas belebte und neben den Sumpfblumen auch positive Werte schuf. Nicht zu Unrecht galt früher Havanna als eine der schönsten Städte der ibero-amerikanischen Welt, mit breiten Boulevards voll pulsierenden Lebens, superluxuriösen Villenquartieren und Geschäften, vollgestopft mit allem, was das begehrliche Herz verwöhnter Weltmenschen sich nur wünschen mag. Heute – es ist zum Weinen – ist der Glanz dieser Wunderperle verblichen . . .« Dr. B. nimmt offenbar an, dass es die einzige Aufgabe des kubanischen Volkes sei, die Amerikaner bei guter Laune zu halten.

Schwierigkeiten

Dass die wirtschaftliche Lage des Landes kritisch ist, ist bekannt: die USA haben nicht umsonst alles in ihrer Macht Stehende versucht, die kubanische Revolution als Abschreckung für eventuelle Nachahmer zum Scheitern zu bringen. Es ist ein Beweis für die Entschlossenheit und Selbstsicherheit des kubanischen Volkes, dass das Bemühen der USA dennoch misslang. Die kubanischen Exporte konnten sich trotz allem von 637,8 Millionen $ 1959 auf 713,7 Millionen $ 1964 steigern. Die Schwierigkeit der Lage (abgesehen von den Strukturproblemen der nationalen Wirtschaft) resultierte daraus, dass die USA, die unter Batista 70 Prozent der kubanischen Produktion abnahmen, mit einem Schlag den Boykott verhängten – gerade in einem Zeitpunkt, da es ohnehin schwer genug ist, neue Abnehmer auf dem Weltmarkt zu finden. Der Absatz in den sozialistischen Staaten liess sich jedoch gut an, so dass heute der ausserordentlich weite Transportweg vor allem zu den Wirtschaftsproblemen des Landes beiträgt. Trotz den enormen Schwierigkeiten, vor denen die revolutionäre Regierung kurz nach ihrer Machtübernahme stand, hat sie keinen Augenblick gezögert, finanzielle Mittel für eine Verbesserung der sozialen Situation bereitzustellen: Als das Jahr 1961 zum »Año de la Educación« proklamiert wurde, konnte sich Kuba 1962 nachweisbar als erstes lateinamerikanisches Land ohne Analphabetismus bezeichnen. Nachdem 1956 nur 54,2% aller Kinder je eine Schule besuchten, davon der überwältigende Teil in den Städten, wurde durch die Revolution die Schulpflicht obligatorisch. Nur schon bis 1962 wurden 19 210 neue Schulräume installiert, davon etwa 13 000 auf dem Land. Während 1958 nur 27 278 Schüler mit einer Sekundarschule (9 Schuljahre) abschlossen, waren es 1963 bereits 137 930. Im Gegensatz zur vorrevolutionären Zeit, wo de facto nur Kinder wohlhabender Eltern die Schule besuchen konnten (das Schulgeld war hoch und die Kinder der Armen mussten arbeiten), ist heute der Besuch sämtlicher Schulen, eingeschlossen Universität, technische Hochschulen und Kunstakademien, kostenlos. Einziges Kriterium für die Zulassung an höhere Schulen ist die wissenschaftliche bzw. künstlerische Qualifikation des Kandidaten und nicht etwa – wie in Osteuropa – dessen proletarische Herkunft.

Ein Beispiel sozialen Fortschritts

Ebenso trägt der Staat auch auf anderen sozialen Sektoren sämtliche Lasten: Auf dem Weg vom Flughafen in die Stadt sah ich ein grosses Spital. Ich erkundigte mich beim Informationsministerium, ob die Möglichkeit bestünde, dieses Spital zu besichtigen. Meinem Ersuchen wurde stattgegeben. Als ich auf dem Büro der Spitalleitung eintraf, begegnete mir etwas, das vielleicht charakteristisch für das heutige Kuba ist. Der Direktor des Spitals empfing mich mit einer Entschuldigung: Er bedaure, dass der Chefarzt nicht anwesend sei, um mich führen zu können, er sei nämlich mit einigen Dutzend nur leicht geschädigter Patienten auf einem Zuckerfeld bei der Ernte, um seinen Anteil an der revolutionären Arbeit zu leisten. Auch in der Stadt hatte ich einmal ein grosses Spruchband an einem Ministerium gesehen, auf dem geschrieben stand, dass die Verwaltungsangestellten diese Woche auf dem Felde arbeiteten. Dabei ist dies kein staatlich gelenkter und irgendwie erzwungener Idealismus, nein, die Begeisterung ist echt und vergleichbar nur mit dem Einsatz der Israeli beim Aufbau ihres Landes. So übernahm nun also der Direktor selbst meine Führung. Das Spital hat 5700 Betten und beherbergt alle Geisteskranken des Landes. In grossen Bungalows wohnen je 144 Kranke. Jeder Bungalow besitzt eine kleine Küche, einen Aufenthaltsraum, ein Fernsehzimmer und einen Raum für den Empfang der Besucher. Die Ausgestaltung der Räume liegt bei den Kranken selbst, die dies ausgesprochen geschmackvoll besorgen. Die Bungalows sind auf einem ausgedehnten Gelände angelegt, und das Ganze ähnelt einem Park. Die Sauberkeit kann sich ohne weiteres mit der unserer Spitäler messen; sämtliche Reinigungsarbeiten besorgen die Patienten selbst, und zwar mit tadelloser Gründlichkeit. Alle Möbel werden in der Schreinerei von Kranken hergestellt, unter Anleitung mehrerer gelernter Schreiner, und die Erzeugnisse, darunter auch Spielsachen für die staatlichen Kindergärten, lassen sich nach Qualität und Formgebung durchaus sehen. Die Frauen arbeiten zum Teil in der modernen Küche mit, andere sind in hellen Räumen mit Handarbeiten verschiedenster Art beschäftigt. In verschiedenen Schulräumen können die Patienten lernen, zeichnen und malen. Der Unterricht ist fakultativ und kann jederzeit verlassen werden. In einem ehemaligen Baseballstadio sah ich Hunderte von Kranken beim Turnen, während in den Trainingshallen bekannte Künstler auftraten oder mit den Kranken zusammen sangen. Eine Farm mit 70 000 Hühnern wird mit Ausnahme eines einzigen Leiters ausschliesslich von den Kranken besorgt. Während vor der Revolution jeweils an die 500 Kranke in einen einzigen Raum zusammengepfercht wurden (ich sah das alte Haus) und kaum behandelt worden sind, sondern bloss eingesperrt waren, wird heute wirklich versucht, das Leben dieser Menschen sinnvoll zu gestalten. Das Spital umfasst 120 Aerzte und 600 Pflegerinnen und Pfleger, wobei die Verwaltung demokratisch sowohl bei den Aerzten und der Direktion liegt. Für die finanziellen Bedürfnisse kommt der Staat auf. Ob man nicht auch die Menschlichkeit einer Regierung daran beurteilen kann, wie sie die Geisteskranken behandelt?

Fortsetzung Seite 21

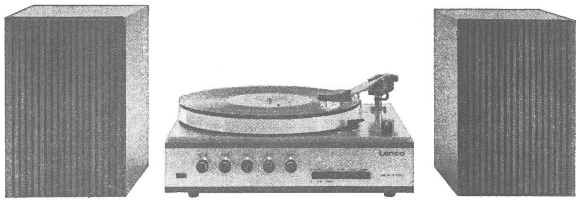
Das ist die Lösung für den Musikliebhaber

Eine hervorragende Stereoanlage zum aussergewöhnlichen Preis von

nur Fr. 500.—

TECHNISCHE ANGABEN:

Stereo - Volltransistor - Verstärker 2×6 Watt (Musikleistung 2×8 Watt), in Nussbaumgehäuse mit eingebautem **Stereo-Plattenspieler** B-52, Kristalltonzelle BF-40. Getrennte Bedienungsknöpfe für Netzschalter, Lautstärke, Hochton-Tiefton, Balance. Tasten für Mono/Stereo-Schaltung, Tuner, Tonband, Leise-Taste (eine Exklusivität: bei kleiner Lautstärke bleibt das richtige Verhältnis der hohen zu den tiefen Tönen erhalten). Kontroll-Lampe. Frequenzbereich: 40 bis 18 000 Hertz. Geringster Stromverbrauch.
2 Compact-Lautsprecher, in Nussbaumgehäuse Aussenmasse: Steuergerät: 38 cm breit, 31 cm tief, 17 cm hoch; Lautsprecher: 19 cm breit, 23 cm tief, 28 cm hoch.



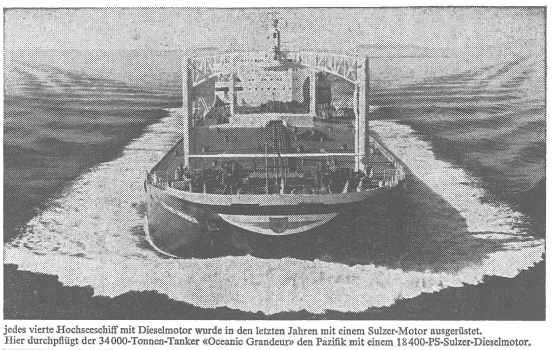
ex libris

Zürich: St. Peterstr. 1; Zch.-Oerlikon, Marktplatz; Zch.-Altstetten, Badenerstr. 697

Dieselmotoren von 400 bis 40000 PS

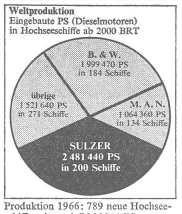
auf allen Weltmeeren

Kapitän Karl Braun: «Nicht nur auf den Schweizer Seen fahren Schiffe mit Sulzer-Dieselmotoren. Auf allen Weltmeeren sind sie heute zuhause — genau seit 1910. Damals lief die «Romagna» vom Stapel, das erste Hochseeschiff der Welt mit Dieselmotor — mit einem Sulzer-Schiffsdieselmotor.»



jedes vierte Hochseeschiff mit Dieselmotor wurde in den letzten Jahren mit einem Sulzer-Motor ausgerüstet.
Hier durchpflügt der 34000-Tonnen-Tanker «Oceanic Grandeur» den Pazifik mit einem 18400-PS-Sulzer-Dieselmotor.

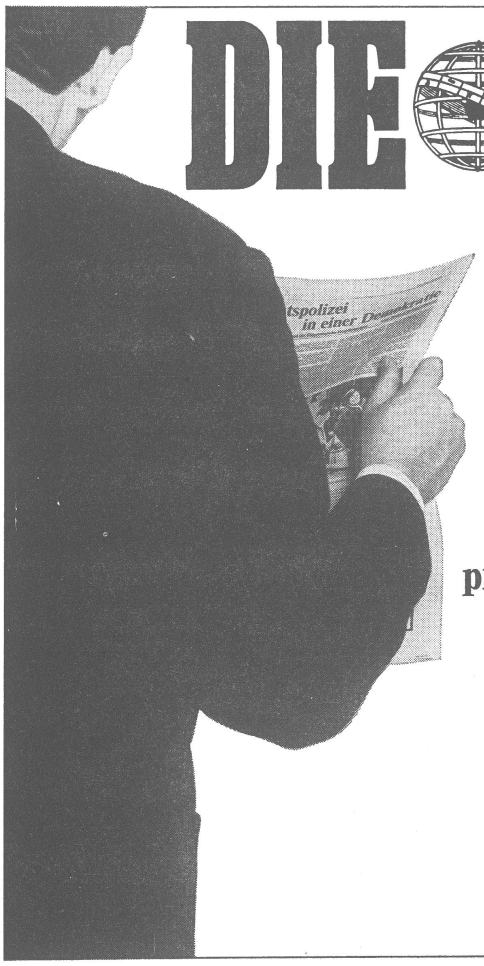
vor dem Aufsetzen des Formkastens: Giesser Josef Signer klopft den Modellsand an das Modell eines Dieselmotorkolbens.



Produktion 1966: 789 neue Hochseeschiffe mit total 7 066 910 PS.
Von Sulzer ausgerüstet: 200 Schiffe mit total 2 481 440 PS — über 35%.

Wir sind stolz darauf, dass die Swissair und die schweizerische Hochseeflotte die Schweizer Fahne in Übersee zeigen. Wir sind aber auch stolz darauf, dass auf allen Weltmeeren Tausende von Schiffen Motoren in ihrem Rumpf tragen, die in der Schweiz entwickelt worden sind.

SULZER
WINTERTHUR BÜLACH SOLOTHURN



DIE WELTWOCHE

gewährt Ihnen

30% Studentenrabatt!

Statt Fr. 24.— zahlen Sie pro Jahr nur Fr. 16.80

Benützen Sie den untenstehenden Bestellschein.

Ich bestelle ein Studentenabonnement auf die Weltwoche für die Dauer von ZS
½ Jahr Fr. 9.80
1 Jahr Fr. 16.80
(Nichtzutreffendes streichen)

Name: _____

Fakultät: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Einsenden an: Die Weltwoche, Postfach, 8021 Zürich

Das Süpplein ist gekocht

Mit 964 Ja gegen 256 Nein haben es die Zürcher Studenten in ihrer Urabstimmung eindeutig abgelehnt, den jährlichen VSS-Beitrag um einen Franken zu erhöhen. Wir haben einige der dabei engagierten Studentenpolitiker um ihren Kommentar zum Ausgang gebeten:

Bertram Schefold, Präsident des VSS-Vorstandes

Tendenziöse Information

Der Ausgang der Urabstimmung ist fatal, denn keine andere VSS-Sektion hat den Franken abgelehnt. Wir führen die grosse Zahl der Nein-Stimmen auf eine ungenügende und tendenziöse Information der Zürcher Studenten über ihren Dachverband zurück. Anders ist es nicht zu erklären, dass so viele sich weigern, eine Organisation genügend zu unterstützen, die für sie durch Rabatte und Erleichterungen, die sie erwirkt hat, weit mehr Einsparungen ermöglicht, als die Summe ausmacht, um die es bei der Abstimmung ging. Bei der erklärten Entschlossenheit der übrigen Sektionen, insbesondere von Neuenburg und Lausanne, ihre Interessen durch einen starken VSS vertreten zu lassen, ist es unmöglich, den Beschluss zur Beitragserhöhung rückgängig zu machen. Es wird somit nicht leicht sein, für Zürich einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden.

Misstrauensvotum

Ruedi Sauser, Präsident der Zürcher Studentenschaft

Das Volk hat entschieden, sogar eindeutig entschieden. Hat es recht entschieden?

Sei dem, wie ihm wolle, der Exekutive, also dem Kleinen Studentenrat, fällt die Aufgabe zu, den allgemeinen Willen möglichst sinnvoll zu erfüllen. Es wäre bestimmt übertrieben zu sagen, die Zürcher Studenten hätten mit Enthusiasmus über die Beitragserhöhung für den VSS abgestimmt: die Gemüter waren von Anfang an nicht sehr aufgewühlt; Information wurde, soviel auch vorlag, nicht beachtet.

Was bedeutet also das Abstimmungsergebnis? Meiner Ansicht nach zweierlei:

– für den Uneingeweihten, den nicht direkt am VSS Beteiligten, bedeutet der Nationalverband nach wie vor nichts.

– das Plebiszit richtet sich weniger gegen den VSS als solchen, denn gegen den VSS und dessen Struktur der letzten Jahre.

Die unfruchtbare Zeit, da der VSS höchstens durch innere Streitigkeiten Schlagzeilen machte, sind nicht vergessen. Anderseits war es natürlich noch nicht möglich, einen Beweis für die Richtigkeit der neuen Struktur zu erbringen, so dass die Verbesserungen, die unbestreitbar eingetreten sind, noch nicht bis zum einzelnen Studenten durchgedrungen sind. Damit soll keineswegs gesagt werden, dass der »neue« VSS ein Idealgebilde sei. Ein solches daraus zu machen, ist einfach nicht möglich bei der heterogenen Zusammensetzung des Dachverbandes. Personelle und ideologische Schwierigkeiten bilden beinahe unüberwindliche Hürden. Deshalb braucht es hier, wenn das Beste nicht möglich ist, ein Ja zum Zweitbesten.

Wie soll es nun weitergehen? Die logische Konsequenz aus der Abstimmung wäre der Austritt der Studentenschaft aus dem VSS. Dadurch würde dem Dachverband allerdings eine glaubwürdige Repräsentativität entzogen. Dass wir aber heute, wo endlich das Schwergewicht in der Hochschulpolitik sich wieder etwas auf die Bundesebene verschiebt, eine Vertretung auf gesamtschweizerischer Ebene brauchen, dürfte unbestritten sein. Erschwerend für einen Austritt wäre auch noch die juristische Lage: da ein Austritt nicht vor Ende des nächsten Jahres stattfinden könnte, wären wir verpflichtet, so lange den erhöhten Beitrag zu bezahlen. Sind wir willens, auch unseren Schritt zu einer gütlichen Regelung zu tun, so dürfte eine solche Zwangsmassnahme kaum durchgeführt werden.

Deshalb erscheint es mir auch nicht sinnvoll, Machtpolitik zu betreiben und mit Drohungen zu operieren, solange noch eine Möglichkeit besteht, einen gangbaren Weg zwischen den Extremen zu finden. So wird in erster Linie geprüft werden müssen, ob man eine Uebergangslösung betreffend den Status Zürich finden kann, die allseits akzeptiert wird. Ein diplomatischer Eiertanz steht dem KStR bevor. Die Gnadenfrist läuft bis zum nächsten Jahreskongress des VSS Ende Januar 1968 . . .

Pyrrhussieg

Jürg Marti, ehemaliges Vorstandsmitglied von VSS und KStR

Das Abstimmungsresultat kam keineswegs unerwartet, haben doch die zürcherischen Studentenpolitiker schon seit Jahren dem VSS eine negative Publicity verschafft.

Meiner Meinung nach haben sich verschiedene Gegner teilweise unfair verhalten, die es nicht wagten, offen dem VSS seine Existenzberechtigung abzusprechen und sich deshalb bloss hinter den Argumenten der übrigen verschanzten.

Für die Zukunft bleibt die Hoffnung, dass wenigstens die übrigen Sektionen am Freiburger Beschluss zur Beitragserhöhung festhalten, weil es einfach Illusion ist, anzunehmen, selbst ein reduziertes Miniprogramm könne mit dem Betrag von nur einem Franken finanziert werden.

Die Konsequenz für Zürich ist klar: Der Austritt wird nicht zu vermeiden sein, eine Tatsache, die für alle Seiten höchst unerfreulich ist. Es kann auch von den Gegnern nicht gewünscht worden sein, dass die VSS-Politik inskünftig ohne Zürich gemacht werden soll. Ihre kurzsichtige Taktik hat zu diesem bedauerlichen, wenn auch demokratischen Resultat geführt, das sich allerdings nur zu bald als Pyrrhussieg erweisen wird.

Bedenkliches Finanzgebaren

Franz Germann, Mitglied des GStR

Mit der erfreulich eindeutigen Ablehnung der Beitragserhöhung durch die Zürcher Studenten ist der Weg freigelegt worden zu einer längst fälligen Sanierung des VSS. Die Beschränkung der Finanzen und die Bestimmung, dass jeder Beschluss mit finanziellen Konsequenzen erst rechtskräftig wird, wenn das nötige Geld zur Verfügung steht, sowie die Vorschrift, dass im Budget nur gesicherte Einnahmen erscheinen dürfen, wird den VSS veranlassen, seine Tätigkeit endlich auf jene Gebiete zu konzentrieren, die auf gesamtschweizerischer Ebene bearbeitet werden müssen und wo die grosse Mehrheit der Sektionen auch zu konstruktiver Mitarbeit bereit ist. Dass man im VSS-Vorstand eigentlich gut genug weiss, was eine vernünftige und erfolgversprechende Studentenpolitik ist, hat man in seiner Flugblattpropaganda nun endlich gesehen. Dass jedoch der VSS die verfehlte »Strukturreform« schon in Kraft gesetzt hat und die Zahlungen an die Vorstandsmitglieder bereits aufgenommen hat in der durch nichts begründeten Ueberzeugung, die Beitragserhöhung werde von den Studenten ohnehin angenommen, wobei bedenklicherweise Kredite aufgenommen wurden, stellt dem heftig angegriffenen Finanzgebaren des Verbandes wahrhaftig kein gutes Zeugnis aus. Es wird an der Zürcher Studentenschaft liegen, im Verein mit anderen Sektionen die verfahrene Situation des VSS wieder einzurenken, auch wenn dies nicht ohne einigen Widerstand möglich sein wird, wobei der Einsatz für einen sinnvollen Nationalverband die Mühe sicher lohnt.

Zur Urabstimmung:

Ein wahres Interview

Was hast Du gestimmt?

Nein.

Um was ging es bei der Abstimmung?

Weiss ich nicht genau. Hatte keine Zeit, mich zu erkundigen. Soll eine unnötige Sache sein.

Was für eine Sache?

Ich interessiere mich nicht.

Warum hat du »nein« geschrieben?

Ich glaube, die meisten stimmen so. Im übrigen kann das nicht schaden . . .

★

Aufgenommen an der Uni Zürich mit einem »wahrhaftigen« Studenten! – Wie sagt man? Die Studenten seien unsere Elite von morgen . . . ? Es sei mir erlaubt, auf ein solches Morgen zu verzichten.

Wie sagt man auch? Die Studenten seien besonders mündige Staatsbürger oder auf dem besten Weg dazu . . .? Lang, lang ist der Weg. Wird die Zukunft so lange warten?

Oder habe ich einen Ausnahme-Studenten getroffen?

Ernst Burri, Vizepräsident VSS

Erhöhung des Uni-Semesterbeitrages

Die meisten Uni-Studenten werden bemerkt haben, dass in diesem Semester der Semesterbeitrag von 35 Fr. auf 41 Fr. erhöht worden ist. Viele haben es dahingenommen, einige werden sich geärgert haben, aber wohl die wenigsten werden auf Seite 1 im Vorlesungsverzeichnis nachgelesen haben, woher dieser Aufschlag kommt. Der Grund ist folgender: Bisher wurden an die Kranken- und Unfallkasse pro Semester 10.50 Fr. bezahlt, wovon 8 Fr. auf die Kranken- und 2.50 Fr. auf die Unfallkasse entfielen. Jetzt ist der Beitrag 16.50 Fr., wovon 14 Fr. an die Kranken- und 2.50 Fr. an die Unfallkasse gehen.

Es handelt sich bei dieser Prämienerhöhung nicht etwa um eine willkürliche Massnahme, sondern sie hat ihre Vorgeschichte: Im März 1966 trat die neue Taxordnung für die kantonalen Krankenhäuser in Kraft. Der Spezialvertrag zwischen den Kantonsspitälern und der Uni-Krankenkasse wurde in der Folge auf den 1. Nov. 66 gekündigt. Die neue Taxordnung brachte eine Tariferhöhung von teilweise über 100%. Da die neue Ordnung erheblich komplizierter ist als die alte (Spitäler in 4 Kategorien eingeteilt, Tagestaxe richtet sich nach den Abteilungen innerhalb der Spitäler, nach Dauer des Spitalaufenthaltes und Wohnort des Patienten), gelang es unserer Kasse nicht, sofort einen neuen Pauschalvertrag abzuschliessen.

Im Herbst 1966 wurde der KStR vom Rektorat eingeladen, zu einer allfälligen Tariferhöhung der Uni-Krankenkasse Stellung zu nehmen. Beim genaueren Studium des Problems und auf Anraten verschiedener Experten des Krankenkassenwesens kam man zum Schluss, dass eine Tariferhöhung ohne Leistungssteigerung der Kasse nur eine halbe Lösung wäre und dass eine Totalrevision unserer Kasse anzustreben sei, konkret: die Fusion mit der anerkannten und leistungsstärkeren *Krankenkasse der ETH*. Das Rektorat war diesen Plänen nicht abgeneigt, und der GStR stimmte dem KStR-Antrag ebenfalls zu. Sofort wurden entsprechende Verhandlungen aufgenommen, wobei unser Vorschlag überall ein positives Echo fand. Die Uni-Krankenkasse erklärte sich bereit, mit der Beitragserhöhung zuzuwarten, bis sich hier eine konkrete Lösung abzeichne oder bis ein neuer Pauschalvertrag mit den Spitälern abgeschlossen sei. Das Defizit, verursacht durch die erheblich höheren Spitaltaxen, wurde bisher aus dem Vermögen der Kasse bezahlt.

Obwohl die Verhandlungen gut vorwärtskamen, stellte sich im Herbst 67 heraus, dass die Lösung der juristischen zum Teil recht heiklen finanziellen und organisatorischen Probleme bei der Fusion der beiden Kassen noch einige Zeit beanspruchen wird, sodass mit der neuen Kasse erst auf das Wintersemester 68 gerechnet werden kann. Da die Uni-Krankenkasse das Defizit nun aber nicht mehr ein weiteres Jahr aus dem Vermögen decken kann, ohne dieses allzu stark abzubauen, sah sie sich gezwungen, die Prämien in diesem Semester um 6 Fr. zu erhöhen.

Die neue Kasse wird für die Uni-Studenten bei stark gesteigerten Leistungen allerdings eine weitere Beitragserhöhung mit sich bringen. Die Kassen*leistungen* werden aber weit über denjenigen der öffentlichen Kassen liegen, wobei die Prämien immer noch erheblich billiger sein werden. Doch darüber werden wir zu einem späteren Zeitpunkt genau orientieren.

Jürg Pellaton,
KStR-Delegierter für die Krankenkasse

Der Freiheit und Demokratie verpflichtet

Die Liberale Studentenschaft im Wintersemester

Ich hätte auch sagen können: dem liberalen Gedankengut verpflichtet. Es wäre auf dasselbe herausgekommen – ein wohltönendes Schlagwort, das erst mit Inhalt erfüllt werden muss, bevor es irgendwelchen Aussagewert bekommt. Und Inhalt ist Tätigkeit. Wenn sich die Liberale Studentenschaft den staatspolitischen Werten Freiheit und Demokratie verpflichtet fühlt, so muss sie anhand ihrer Tätigkeit konkretisieren, was sie damit meint.

In diesem Sinne möchte ich einen kleinen Einblick in die Aktivität unseres politisch orientierten Studentenvereins anhand der in diesem Wintersemester bereits über die Bühne gegangenen Veranstaltungen geben:

Wahlforum 67

Den Auftakt zum Wintersemester bildete im Zusammenhang mit den Nationalratswahlen vom 29. Oktober 1967 unser »Wahlforum 67«. Auf dem romantischen Rosenhofplätzchen in der Zürcher Altstadt wurde an vier Abenden das Gespräch zwischen Kandidat und Bürger gepflegt.

Hearing über Universitätsfragen

Ganz offensichtlich und für jeden Studenten erkenn- und am eigenen Leibe fühlbar ist in den letzten Jahren das Raumproblem geworden. Es gibt eine ganze Reihe von Vorlesungen, die nicht mehr normal abgewickelt werden können, und in den Labors gehört der Schichtbetrieb bereits zum normalen Bild. Die Liberale Studentenschaft sah sich deshalb veranlasst, den Erziehungsdirektor des Kantons Zürich, Regierungsrat Dr. Walter König, sowie die beiden Dozenten Prof. Ernst Hadorn und Prof. Gian Töndury zu einem *Hearing über die Raumnot* und andere Universitätsprobleme einzuladen.

Im Zentrum der Diskussion stand das Projekt, die Naturwissenschaftliche sowie einen Teil der Medizinischen Fakultät auf den Strickhof zu verlegen. Bald wird das Zürcher Volk über den Kredit zu befinden haben, der für die Verlegung der jetzigen Landwirtschaftsschule Strickhof bewilligt werden muss. Erst dann kann der grosse Brocken, die Vorlage für die Neubauten der Universität – ein Kreditbegehren in der Grössenordnung von sicher mehr als 500 Millionen Franken –, dem Volk vorgelegt werden. Nach den Erfahrungen mit der Kantonsschule Oerlikon muss eine solche Vorlage schon im voraus als äusserst gefährdet betrachtet werden. Erziehungsdirektor König bezeichnete die dannzumalige Volksabstimmung sogar ausdrücklich als eine historische Abstimmung, an der sich die direkte Demokratie wird bewähren müssen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, ein Hindernis auf dem Weg der Schweiz in die Zukunft zu werden. Mit Recht forderte deshalb Prof. Hadorn alle seine Kollegen sowie die Studenten auf, schon frühzeitig im Volk um *Verständnis für die Anliegen der Universität* zu werben, ist dies doch eine Aufgabe, die Jahre in Anspruch nehmen wird. Eine Ablehnung des Strickhofprojekts durch das Volk können wir uns nicht leisten; es wäre eine Katastrophe und das Ende der kantonalen Zürcher Universität, die seinerzeit »durch den Willen des Volkes« entstand und ausgebaut wurde.

Aber nicht nur Baufragen beschäftigen gegenwärtig die Universität. Zu den grössten Sorgen gehört auch die Unterrichtsreform. Aus den Gesprächen kristallisierten sich recht eindeutig folgende Postulate heraus:

– Förderung der Trennung des Studiums in *Grundstudium* und *Post-graduate-Studium*.

– Einführung von *Zwischenprüfungen* für jene Fachrichtungen, die diese bisher noch nicht kennen.

– Vermehrte *Arbeiten in kleinen Gruppen*, die von Doktoranden oder Assistenten betreut werden.

Tendenzen zum Extrem in der Politik

Was treibt die deutschen Studenten auf die Strasse? Die Liberale Studentenschaft wollte die Antwort aus erster Quelle haben und lud deshalb die Hochschulgruppe Freiburg i. Br. des Liberalen Studentenbundes Deutschlands zu einem Seminar in Rheinfelden ein. Die Aussprache, an der Wolfgang Goetz, Direktor des Instituts für staatsbürgerliche Bildung in Rheinland-Pfalz, und Prof. Erich Gruner, Bern, mitwirkten, brachte zwar keine Uebereinstimmung der Standpunkte. Sie führte aber dazu, dass wir Schweizer Teilnehmer die Beweggründe unserer deutschen Kommilitonen nun besser verstehen. Sie beurteilen die Lage der deutschen Demokratie zwar unseres Erachtens allzu pessimistisch, wenn sie in ihrer gegenwärtigen Entwicklung allzu viele Parallelen zur Weimarer Republik zu erkennen glauben. Im Bestreben, es besser zu machen als die damaligen Intellektuellen, denen man oft genug vorgeworfen hat, sie hätten nichts getan, um die Katastrophe von 1933 zu verhindern, möchten sie nun mit allen Mitteln die deutsche Oeffentlichkeit auf die herrschenden Missstände, insbesondere die »Manipulation« der öffentlichen Meinung durch die Springer-Presse sowie den unverkennbaren »Zug zum Autoritären«, aufmerksam machen und sie dazu aufrütteln, von ihren demokratischen Mitteln Gebrauch zu machen. Dass die von ihnen angewandten Mittel, besonders die Demonstrationen auf der Strasse, sehr zweischneidiger Natur sind, wurde manchem Freiburger Seminarteilnehmer wohl erst im Laufe der Diskussionen bewusst. Wir Schweizer betonten immer wieder, dass es in der Demokratie noch vielfältige andere Wege gibt, die nicht die Gefahr einer Radikalisierung heraufbeschwören, welche die gemässigte politische Mitte nur allzuoft zermalmt hat.

Dass die *schweizerische Demokratie* einen Sonderfall darstellt, dessen wurden wir uns allerdings auch sehr deutlich bewusst, ist es doch etwas Einmaliges, dass bei uns die Opposition nicht so sehr in den Wahlen zum Zug kommt, als vielmehr von Fall zu Fall mit der *Waffe des Referendums und der Volksinitiative* in unzähligen Abstimmungen. Diese Mittel kennt Deutschland nicht, und deshalb suchen die Studenten den Ausweg über eine sogenannte ausserparlamentarische Opposition, die zu handhaben allerdings eine äusserst delikate Angelegenheit ist.

Student und Politik

Die drei angeführten Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, wie wir liberalen Studenten studentisches Politisieren verstehen.

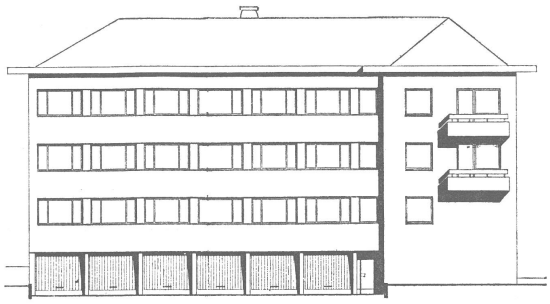
Peter Schäppi, Präsident der Liberalen Studentenschaft Zürich

Ein neues Studentenhaus der WOKO

Im Herbst 1968 wird die Studentische Wohnbaukommission der Hochschulen Zürichs WOKO in Dietikon an der Ueberlandstrasse ein neues Studentenhaus in Betrieb nehmen können. Die erfreuliche Initiative zur Erstellung dieses Studentenhauses hat Ernst Gloor, Betriebsleiter in Dietikon, ergriffen. Stadt und Kanton Zürich unterstützen ihn dabei mit einem finanziellen Beitrag.

Das von Architekt H. Hofstetter, Dietikon, ausgearbeitete Projekt befindet sich bereits im Bau. Das Studentenhaus wird nach seiner Fertigstellung drei Stockwerke umfassen, in denen insgesamt 33 Zimmer für 36 Studenten und Studentinnen untergebracht sind.

In jedem Stockwerk befinden sich zehn Einerzimmer, eine Einzimmerwohnung für ein Studentenehepaar sowie eine Gemeinschaftsküche, der ein Aufenthaltsraum angegliedert ist. Zu jedem Einerzimmer, das eine Fläche von 11,5 qm aufweist, gehören eine Dusche und ein WC und es wird den Mieter ca. 130 Fr. kosten. Die Einzimmerwohnungen, deren Fläche 26,2 qm beträgt, weisen nebst Dusche und WC eine separate Küche auf; ihr Mietpreis wird sich auf ca. 220 Fr. belaufen. Den Studenten stehen zudem Garagen und Abstellplätze zur Verfügung.



Gemäss dem in allen Liegenschaften der WOKO angewandten Prinzip der studentischen Selbstverwaltung werden in diesem Studentenhaus die Studentenehepaare je einem Stockwerk vorstehen.

Das neue Studentenhaus wird während drei Monaten im Sommer als Hotelunterkunft dienen und damit der WOKO die finanzielle Unterstützung gewähren, die es ihr erlaubt, die Zimmer den Studenten zu den oben erwähnten Preisen zu vermieten.

Die WOKO freut sich, ihr Angebot an Zimmern mit diesem neuen Studentenhaus beträchtlich zu erweitern, und hofft, dass es ihr möglich sein wird, damit einer grossen Zahl von Interessenten entgegenzukommen.

Eine Neuerung
für die Leser der Neuen Zürcher Zeitung

Vom Januar 1968 an wird die Wochenend-Berichterstattung der Neuen Zürcher Zeitung in der Weise vereinfacht, daß wir anstelle der bisherigen Samstagmorgenausgabe und des Sonntagblattes eine

kombinierte Sonntagausgabe

bis zu 64 Seiten Umfang

herausgeben. Unsere Leser erhalten damit in einer Ausgabe gleichzeitig ein reichhaltiges Wochenblatt und eine aktuelle Tageszeitung. Diese Nummer wird den Abonnenten in der ganzen Schweiz (trotz Leistungsabbau der PTT) noch am Samstag zugestellt. Eine erste Ausgabe für den Handverkauf ist in Zürich bereits am Freitag abend erhältlich.

So präsentiert sich unsere Wochenendausgabe inskünftig dem Leser:

Die Neue Zürcher Zeitung gewährt den Studenten auf dem Jahresabonnement einen Rabatt von 30%. Statt Fr. 56.— zahlen sie pro Jahr nur Fr. 39.20 für rund 860 Ausgaben. Wenden Sie sich bitte an die Werbeabteilung der Neuen Zürcher Zeitung, Hauptpostfach, 8021 Zürich, Tel. 051.32 71 00

echo echo

Lob

Inhalt und Stil des »zürcher studenten« haben sich in den letzten Jahren offensichtlich verändert. Bis zur letzten Ausgabe war ich mir nicht im klaren, ob zum Vor- oder Nachteil.

Hatten die studentischen Redaktoren zuviel »ZüWo« gelesen und huldigten dem Grundsatz: Um jeden Preis im Gespräch sein? Oder warum plötzlich die oft recht demagogischen Artikel über die Nöte der Entwicklungsländer, die einseitigen Beiträge über den Kommunismus? Ich fragte mich: Will die Redaktion eine Parteizeitung eindeutig linker Richtung kreieren?

Zum Glück erschienen in Ihrer letzten Nummer unter der Ueberschrift »Lieber Leser« eine Reihe von Grundsätzen, an die sich die Redaktion gebunden fühlt: Diskussion, Witz, Wahrheit. Allein das Bemühen, sich ehrlich nach diesen Leitlinien zu richten, verdient die volle Anerkennung. Aber damit nicht genug! Ein Satz in Georg Kohlers Beitrag »Die Botschaft des Ché« hat mich besonders gefreut: *Die Revolution selber wagen.*

Ich will damit keinesfalls einem Umsturz System Guevara das Wort reden. Aber ausser Reden etwas Entscheidendes zu machen, selbst Fehler, das ist die Aufgabe der Jugend, nicht zuletzt der studentischen.

Dass die Redaktion etwas tut, dazu gratuliere ich ihr. *U. E.*

Tadel

Der Witz vom Zeitungskäufer, der am Kiosk die »Neue Zürcher Zeitung mit« verlangt und ohne ein weiteres Wort den »Blick« diskret im Falz verborgen mitgeliefert bekommt, hat jetzt sein blutigernstes Analogon beim »zürcher studenten« gefunden. Aber dieser wird gleich nur noch »mit« geliefert, »ohne« kann man ihn gar nicht mehr haben. Was haben sich die Redaktoren gedacht, als sie dem Verlag die Mitlieferung der »Neuen Presse« gestatteten? Wollten sie zu ihren vielen Zeitungsherbstaufsätzen gleich das nötige Anschauungsmaterial beigeben? Oder wollten sie mit Ueberzeugung bei der Verbreitung der »NP« mitwirken, deren Redaktoren und Mitarbeiter, soweit sie von dorther kommen, bei ihrer früheren »Zürcher Woche« erstaunlich oft gegen die Boulevardblätter Sturm gelaufen waren? Oder sind die zs-Redaktoren selbst vom Geschenk ihres Verlages überrascht worden? So viele Werbetricks, so viele Möglichkeiten. Immerhin sollte sich der »zürcher student«, der auf der ersten Seite dieser Ausgabe seine redaktionelle Unabhängigkeit anpreist, nicht so leichthin zum Kolporteur irgendeiner Zeitung, sei es auch nur eines Boulevardblättchens, herabwürdigen lassen. Zur Wahrung der Unabhängigkeit braucht es zuweilen etwelches Rückgrat, möglicherweise auch gegen den eigenen Verlag. Unabhängigkeit redaktionell zu beschwören ist leicht, sie durchzusetzen hingegen schwer. Es ist Zeit, dass der »zürcher student« sich vom Reklameträger wieder zum Blatt durchmausert, das auf eigenen Füssen vor seine Leser treten kann. Dazu braucht er Köpfe mit mehr Charakter. Frage an die zs-Redaktoren: Wären Sie je bereit gewesen, gegen noch so verlockende Angebote das Boulevard-Gegenstück von Ringier mitliefern zu lassen? Warum dort nein und hier ja?

H. B.

★

Die Beilage der »neuen presse« zum letzten »zürcher studenten« hatte Folgen: besorgte und erboste Leserstimmen, Grabgesänge für die vom »mächtigen Verlag« so jämmerlich zugrunde gerichtete redaktionelle Unabhängigkeit unseres Blattes. Man erlaube der rückgratlosen Redaktion, mit letzter Kraft einen schüchternen Erklärungsversuch zu hauchen . . .

Wir erklären feierlich, dass wir dem Vorschlag der »neuen presse«, gegen eine entsprechende Entschädigung Werbeexemplare beizulegen, in völlig nüchternem Zustand und im Vollbesitz unserer bescheidenen geistigen Kräfte sowie ohne jeden äusseren Druck zugestimmt haben. Eine redaktionelle Bemerkung auf Seite 2 wies auf den Werbecharakter der Beilage hin und kennzeichnete sie dadurch – wie wir glauben: deutlich genug – als »Riesen-Inserat«. Jede Zeitung, auch die unsere, ist auf die Einnahmen aus dem Inseratwesen angewiesen, um, wie unser Einsender sagt, »auf eigenen Füssen vor ihre Leser treten« zu können. Dass man dabei in einem gewissen Rahmen auch Inserate (oder Beilagen) akzeptiert, mit deren Inhalt man nicht einiggeht, ist im Rahmen des Rechts auf freie Meinungsäusserung eine Selbstverständlichkeit. Dass wir gegenüber der »neuen presse«, wie auch gegenüber anderen Publikationen, gewisse Vorbehalte anzubringen haben, geht aus den drei Beiträgen zum Thema »Presse« hervor, von denen einer aus der Feder eines zs-Redaktors stammt.

Wir möchten die Gelegenheit dieser Stellungnahme benützen, um auf die weitverbreitete Annahme einzugehen, der »zürcher student« erscheine im Verlag des »Tages-Anzeigers«. Dem ist nicht so. Unsere Zeitung gehört einzig und allein den Studentenschaften der beiden Zürcher Hochschulen, und für ihren Inhalt sind ausschliesslich die – von den Studentenschaften gewählten – Redaktoren zuständig und verantwortlich. Da wir auch keine obskuren Aktientransaktionen zu verbergen haben, glauben wir unsere Unabhängigkeit mit dem besten Gewissen als echt und die entsprechende Aeusserung im erwähnten redaktionellen Vorwort zur letzten Nummer als ehrlich bezeichnen zu können. Einmischungsversuche von aussen – es sei hervorgehoben, dass sie noch nie aus der Richtung des »Tages-Anzeigers« kamen – pflegen wir selbstverständlich mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Die Redaktion

Isidor Aberau ist beglückt

von Einsichten und Aussichten

Da wurde soeben wieder eine grössere Anzahl Schweizer Staatsbürger in Uniform in einen staatlich subventionierten Leerlauf gefahren. Im Walliser Bergland üben sie sich in Abwehr:

Während in 15 000 Meter Höhe kostbare Mirage-Einzelstücke den vom Bürger bezahlten Brennstoff in Wärme umsetzen und Kreise ziehen, schiessen Soldaten mit antiquierten Flabkanonen auf einen Strohsack, der hinter einer Propellermaschine durch die Lüfte säuselt.

Ein Berufsoberst überfliegt mit seinem Hubschrauber das Alpenland, um das Skigebiet zu rekognoszieren, auf welchem er am kommenden Sonntag mit der Familie dem gesunden Luftsport zu frönen gedenkt.

Die Soldatenstunde kostet den Bürger in Uniform (und die anderen) zwischen 5 und 1000 Franken.

Aber nicht nur in der Schweiz.

Das Sozialprodukt auf dem Erdenrund setzt sich zunehmend in Stahlkern, Kerosin, Napalm, Alluminiumzelle und Einheitsgewand um. Weshalb? – Das ist doch ganz klar: Wir wollen sein ein einig Volk – die andern wollen sein ein einig Volk. Jeder beschützt sich, und bei jedem nimmt die technische Entwicklung den Umweg über die Kriegsindustrie. Zivile Erfindungen bereiten schliesslich weniger Freude.

Dabei sind wir doch alle so tolerant: Wir Eid-Genossen in Sachen Ueberfremdung und ausländischem Konzernkapital, die USA in Sachen Neger, China und Vietcong, die Westdeutschen in puncto Kanzlerbriefe und die Ostdeutschen in bezug auf deren Beantwortung. De Gaulle bezüglich EWG-Beitritt seines ehemaligen Erretters und die Russen im Hinblick eines Agreements hinsichtlich des Doppelschachzuges: Nahost, Vietnam und Berlin. So sind wir ein Zellgewebe nationaler Provinzchen und fliegen auf unserem Erdkügelchen friedlich beisammen durch das All.

Schüchterne Frage

In Ihrem letzten ZS haben Sie folgendes Inserat veröffentlicht:

Wo finde ich einen geistig aufgeschlossenen, feinfühlenden
KAMERADEN
der vielseitig interessiert ist und u. a. auch Freude an guter Musik und langen Wanderungen hat? Ich bin 23-jährig, reformiert, und fühle mich oft einsam. (Auch Briefwechsel angenehm.) Eventuell spätere Heirat.
Offerten unter Chiffre OFA 1248 Za an Orell Füssli-Annoncen AG, Postfach, 8022 Zürich.

Dürfte ich Sie anfragen, ob hier ein Herr eine Dame oder einen Herrn oder eine Dame einen Herrn oder eine Dame sucht?

Es liegt mir fern, diese neutrale Kameradschaft mit indiskreten Fragen zu beflecken, aber gerade im Hinblick auf eine spätere Heirat könnten detailliertere Angaben vor unliebsamen Ueberraschungen schützen.

Antwort bitte an Chiffre A. B. in W. C.

Anmeldetalon auf Seite 12

Probleme der Radioinformation

Immer wieder taucht die Frage auf, ob der schweizerische Landessender in seinen Nachrichten sachlich sei.

Wenn man unter Sachlichkeit eine kommentarlose Aneinanderreihung von Agenturmeldungen ohne verschiedenartige Formulierung der einzelnen Informationen (was bereits einem Kommentar gleichkäme) versteht, muss man sagen, dass der schweizerische Landessender im strengen Sinne des Wortes *nicht sachlich* ist. Dies ist eine Feststellung, keine Wertung. Ich habe den Eindruck, dass unser Landessender in der Nachrichtenübermittlung die einlaufenden Meldungen bereits leicht kommentiert weitergibt, indem er diese in der Formulierung dem in der Schweiz geläufigen politischen Weltbild anpasst. In diesem Sinne werden z. B. die von der rotchinesischen Nachrichtenagentur »Neues China« verbreiteten Meldungen sehr skeptisch aufgenommen, indem die Quelle, eben die Agentur »Neues China«, angegeben wird oder der Satz mit »angeblich«, »es sollen« etc. eingeleitet wird. Diese Praxis mag als gerechtfertigt angesehen werden, da es allgemein bekannt ist, dass die rotchinesischen Informationsorgane als Propagandawerkzeuge verwendet werden.

Es drängen sich aber dennoch zwei Bemerkungen auf. Die angeführte kritische Haltung gegenüber einlaufenden Informationen sollte nicht nur bei der Behandlung von Meldungen der Agenturen »Tass« und »Neues China« zum Ausdruck kommen, sondern etwas mehr auf die andern Informationsquellen ausgedehnt werden. Ich denke da z. B. an amerikanische Meldungen über den Vietnam-Krieg, welche im allgemeinen von Beromünster ohne Reserven im Indikativ weitergegeben werden, obschon die amerikanischen Militärsprecher in Saigon bei der Verfassung ihrer Communiqués ganz eindeutig auf die richtige psychologische Wirkung beim Publikum achten. Sie machen also, wenn man so will, auch Propaganda! Diese ist sehr differenziert, weder offensichtlich noch aufdringlich, dafür um so wirksamer. Das »1,5 km vom Stadtzentrum entfernt liegende Kraftwerk von Hanoi«, das Ende Oktober von der amerikanischen Luftwaffe bombardiert wurde, liegt nicht etwa, wie der Wortlaut vermuten lässt, in einem dünnbesiedelten Gebiet am Stadtrand, sondern mitten in der Stadt. – Wenn amerikanische Truppen die südvietnamesische Landbevölkerung dörferweise deportieren, sprechen die amerikanischen Communiqués von »Evakuation«. Macht die südvietnamesische FLN dasselbe, handelt es sich um »Entführung«.

Nun, »mise en condition psychologique« oder, etwas deutlicher, »bourrage de crâne« wurde in jedem Krieg von jeder Partei betrieben. Es ist nichts als natürlich, dass die Amerikaner dasselbe tun. Man sollte sich dessen jedoch bewusst ein. Dieses Bewusstsein scheint mir hierzulande etwas zu fehlen.

Im weiteren darf dem gesunden Menschenverstand des Schweizer Radiohörers durchaus zugemutet werden, dass er gewissen Meldungen gegenüber seine Skepsis beibehält, ohne dass man durch den Wortlaut speziell suggeriert, dass es sich beim Gehörten nicht unbedingt um die Wahrheit handle. Meiner Meinung nach sollte man dem Radiohörer eine freie Stellungnahme ermöglichen.

O. Kuster, cand. phil. I

happenings

A MIDSUMMER NIGHT'S DREAM

Wie jedes Jahr wird die Theatergruppe der Cambridge University

Shakespeare aufführen

EINGANGSHALLE DER UNIVERSITÄT

Dezember 15 - 16 - 17 um 20.15

Vorverkauf bei Jecklin, Zentralstelle, Ex Libris

EURIELEC und Auslandstudium

Der EURIELEC ist der *europäische Verband der Elektroingenieurstudenten.* Er hat zum Ziel, die Kontakte zwischen Studenten verschiedener Hochschulen zu fördern, ist aber auch ein wertvolles Forum für den Erfahrungsaustausch zwischen Vertretern von Fachvereinen.

Diesen Oktober fand der 3. EURIELEC-Kongress in Berlin statt. Es nahmen daran Vertreter von 27 technischen Hochschulen aus 10 europäischen Ländern teil. Dabei wurden unter anderem Fragen des Auslandpraktikums besprochen. Vor allem die Franzosen und die Jugoslawen haben Schwierigkeiten, genügend Plätze im Ausland zu finden. Mit dem IAESTE-Vertreter von Deutschland wurde ein System entwickelt, das ermöglicht, mehr Praktikumsstellen zu finden.

Der EURIELEC-Kongress befasste sich aber vor allem mit der Frage der *Auslandstudien.* Unter Mitwirkung von Professoren aus Paris, Aachen und Berlin wurden die Probleme eines Studentenaustausches zwischen technischen Hochschulen erörtert. Es zeigte sich, dass es gar nicht unmöglich sein muss, einen Teil des Studiums im Ausland zu absolvieren. Es besteht prinzipiell keine Schwierigkeit, an einer ausländischen Hochschule einen Platz zu finden. Das Problem liegt in der Anerkennung der im Ausland geleisteten Arbeit. Es wurden Möglichkeiten gesucht, diese Schwierigkeit zu beseitigen und ausserdem den Informationsaustausch zwischen den Studenten verschiedener Hochschulen zu fördern.

Urs Ramer

Ihr Studium nähert sich dem Abschluss. Die **Dissertation** erfordert von Ihnen eine weitere Anstrengung!

Um Zeitaufwand und Kosten möglichst niedrig zu halten, steht Ihnen ein Schweizer Fachmann zur Verfügung, der sich seit 20 Jahren auf den Druck von Dissertationen spezialisiert hat.

Unverbindlich stehen Ihnen folgende Unterlagen zur Verfügung:

Muster-Dissertation
Anleitung für Druckvorbereitung
Verlagskatalog für bish. Diss.

Juris Druck + Verlag
Dr. H. Christen
Basteiplatz 5, 8001 Zürich
Tel. (051) 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name:

Vorname:

Wohnort:

Kanton:

Strasse:

Fakultät:

(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frank. zustellen)

Einladung
zu einer Gastvorlesung von
Herrn Privatdozent
Dr. Reinhard Schwarz,
Universität Tübingen.

Herr Dr. Schwarz wird am **Montag, den 11. Dezember 1967, 14 bis 16 Uhr,** im Hörsaal 225 des Kollegiengebäudes der Universität eine Gastvorlesung halten über
»Luthers theologische Herkunft«.
Dozenten, Studierende und Gäste sind zu dieser Vorlesung freundlich eingeladen.

Prof. Dr. R. Leuenberger, Dekan

Schlüsselloch

Musik, Diskussion, Geselligkeit, Tanz: jeden Mittwoch, Freitag und Samstag ab 20.30 Uhr.
Herzliche Einladung an alle Alt- und Neumitglieder.
Am 8., 9. und 10. Dezember: Festival Marroni International!

Mittelschulfilmklub

Vorstellungen bis Mitte Januar 1968:
1. Programm:
20. 12. 67: Roman Holiday (W. Wyler)
17. 1. 68: Quai des orfèvres (H. G. Clouzot)
2. Programm:
13. 12. 67: La notte (M. Antonioni)
10. 1. 68: La vie à l'envers (A. Jessua)
Jeweils um 12.00 Uhr im Cinéma Corso. Mitgliederausweise sind vor den Vorstellungen erhältlich.

WOKO

Die WOKO hat immer wieder freie Zimmer; sie hat aber auch tolle Zimmer. Sie hat Zimmer in der Altstadt, sie hat Zimmer auf dem Zürichberg, auf dem Hönggerberg, ja sie hat sogar Zimmer in Altstetten, Zürich-Enge und Küsnacht, kurz: wo du willst.

Die Zimmer gehören alle der WOKO. Aber nicht nur die Zimmer, sondern auch die Häuser sind unter dem Namen WOKO eingetragen.

Also, falls du ein ganz tolles Zimmer suchst, so komme zur Studentischen Wohnbaukommission der Hochschule Zürichs, WOKO. Wir nehmen dich gern auf die Bewerberliste für ein Zimmer in einem unserer 25 Häuser.

Sprechstunden: Montag bis Freitag, 11.30–12.45. *Adresse:* Leonhardstr. 19, 8006 Zürich.

Verschiedenes

Kleininserate für Studenten
Willst du deinen Döschwo abstossen oder ein altes Stehpult ergattern? Ueber 16 000 Leser erreichst du mit einem **ZS-Kleininserat.**
Vorgehen: Zahle auf das »zürcher student«-Konto 80-35598 den Betrag von Fr. 5.– ein. Auf die Rückseite des Abschnitts schreibst du das Stichwort »Kleininserat« sowie in klarer Schrift den gewünschten Text von **maximal 150 Zeichen Umfang** (Punkte, Kommas usw. inbegriffen; längere Texte werden gekürzt!). Den Rest besorgen wir. Merke: Inseratenschluss ist jeweils vier Tage vor Redaktionsschluss (im Impressum auf Seite 1 jedes ZS angegeben).

Skiferien in Sils Fex Crasta, Engadin: Wir suchen noch Mitbewohner (-innen) in stilvolles, komfortables Engadiner Haus vom 26. 12. bis 5. 1. – R. Laetsch, cand.-med., Tel. 53 56 92.

Norddeutsche (Abitur) erteilt unentgeltl. Deutschunterricht gegen englische/französische Konversation. – Telefon 62 72 19 (ab 18 Uhr).

Junge Arbeitsgruppe für Zeitgeschichte sucht idealistische **Studenten** zum Aufbau eines Zeitungsarchives. – Unsere Adresse: Weinbergstr. 38, 2. Stock, links, Di–Fr 18–20 Uhr.

Spanienaktion des KStR

Der KStR macht auf folgende Aktivitäten im Rahmen seiner Spanienaktion aufmerksam:

1. Kerzenbemalung (Malstube geöffnet von 10.00 bis 19.00, Samstag 10.00 bis 12.00).
2. Kerzenverkauf (ab Donnerstag, 8. Dezember), Anmeldung beim Sekretariat der Studentenschaft, Tel. 32 92 87.
3. AGH-Diskussion über Spanien, Dienstag, 13. Dezember.
4. Kulturveranstaltung im Theater am Neumarkt. Lesungen, Chansons etc. Donnerstag, 14. Dezember.

Studentenbibliothek

Folgende Bücher wurden neu angeschafft:
K. Jaspers, Antwort
Th. Heuss, Schwaben
W. Hildesheimer, Paradies der falschen Vögel
Chr. Busta, Unterwegs zu älteren Feuern (Gedichte)
W. M. Diggelmann, Freispruch für Isidor Ruge
J. Roth, Das Spinnennetz
S. Freud u. L. A. Salomé, Briefwechsel
K. Paustowskij, Buch der Wanderungen
G. Grass, Ausgefragt
A. I. Katsh, Buch der Agonie
G. Eich, Botschaften des Regens. Zu den Akten (Gedichte)
A. Pieyre de Mandiargues, La marge
R. Ducharme, L'avalée des avalés
P. Gallico, The man who was magic
G. Greene, The Comedians
J. B. Priestley, It's an old country
W. Sansom, Goodbye
F. O'Connor, Everything that rises must converge
I. Calvino, Le cosmicomiche

Die Studentenbibliothek befindet sich in der ZB: Katalogsaal, Zeitschriftenkatalog, grüne Kästchen. *A. S.*

»Es lebe das Mittelalter«

Hamburger Studenten proben den Aufstand

Wie eh und je sollte der Rektorwechsel an der Universität Hamburg vor sich gehen: feierlich. Gemessenen Schrittes pflegen die Professoren einzuziehen, angetan mit den schwarzen Talaren, die je nach Fakultät mit blauem, lila, rotem, grünem und grauem Samt geschmückt sind. In den gleichen Samtfarben wird dazu der mittelalterliche Samthut getragen, gegen dessen Unkleidsamkeit auch das gescheiteste Gesicht nicht siegen kann.

Wie es in Hamburg Tradition ist, erschienen auch diesmal die so würdig kostümierten Professoren. Aber noch bevor die Spitze des Zuges das Podium des Auditorium maximum erreicht hatte, sprangen zwei Studenten herbei und entrollten ein schwarzes Transparent: »Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren.«

Mit der Feierlichkeit war es aus. Bach, vom Studentenorchester gespielt, war schon in der zweiten Reihe kaum noch zu hören. Sprechchöre und einzelne Zwischenrufe aus der hinteren Saalhälfte waren sehr viel lauter: »Es lebe das Mittelalter.«

Der scheidende Rektor begrüsste konventionell die Gäste, die von denjenigen Studenten, die entschlossen waren, herkömmliche Feierlichkeit unmöglich zu machen, wesentlich anders begrüsst wurden. Sein »Meine verehrten Herren Bischöfe« wurde mit Hohngelächter quittiert, seine Mitteilung, dass Gäste von der tierärztlichen Fakultät der Berliner FU wegen schlechten Flugwetters leider nicht hätten kommen können, löste Heiterkeit aus. Ihm gelang es erst, sich Gehör zu verschaffen, als er über Mängel und Missstände an der Universität sprach, über mögliche Reformen, über nicht möglichen Wandel, über das, »was trotz der Finanzmisere immerhin geschafft und gebaut werden konnte«.

Den neuen AStA-Vorsitzenden anzuhören, waren die Kommilitonen bereiter. »In dem Bewusstsein, dass derartige Feierlichkeiten offensichtlich den Sinn haben, eine Identifikation zwischen Professoren und Studenten zu demonstrieren, die in Wirklichkeit nicht existiert«, sprach er »vor der farbigen Festversammlung«, zählte so viele Missstände auf, wie das Alphabet Buchstaben hat.

Das Händeklatschen wurde, als Professor Ehrlicher, der neue Rektor, sprach, zur Geräuschwaffe. Ehrlicher hielt eine Vorlesung über die wirtschaftliche Rezession der Jahre 1966–67. »Ehrlicher wird immer entbehrlicher«, rief ein Sprechchor. Erleichterung, als die tumultuöse Feier zu Ende ging.

Tapfer fiedelte das Orchester indes sein Stückchen Bach zum Auszug der Professoren. *R. H.*

(Copyright by »Zeit«)

JUDO JIU-JITSU

Anfängerkurs: für Damen und Herren
Klub: Judo-Kai, Wallisellen
Beginn: 22. Januar 1968, 20.00 Uhr
Trainingslokal: Industriestrasse 30 (Rest. Grindelwald), Wallisellen, an der Stadtgrenze Schwamendingen. Modernstes Trainingslokal, Duschen u. grosser Parkplatz.
Kursdauer: 3 Monate
Beitrag: Fr. 50.— für ganzen Kurs **(Studenten 20 Prozent Ermässigung)**
Tenue: Trainer, Turnhose (oder Kimono)
Training: für Mitglieder jeweils 20—22 h, alle Tage
Auskunft: Präs. R. Kräuchi, Tel. 93 06 82

Chemie

Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Nebenverdienst

Ohne grossen zeitlichen Einsatz können Sie durch Mitarbeit in der Beratung von Kapitalanlagen Ihr Studium verdienen!
Die nötigen Kenntnisse werden kostenlos durch uns vermittelt.
Anfragen sind zu richten an Chiffre OFA 1470 Zt Orell Füssli-Annoncen AG, 8022 Zürich.

Ihr Besuch freut uns

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Grosse	Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)
Olivenbaum	Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Austauschstipendien Zürich – Polen

Seit bald zwei Jahren besteht zwischen den Studentenschaften der Universität Zürich und dem polnischen Jugendverband ein Vertrag über den Austausch von Studenten. Eine Zürcher Studentin hat im letzten Sommersemester ihren einjährigen, erfolgreichen (wer's nicht glaubt, kann sie selbst fragen) Aufenthalt in Kraukau abgeschlossen; der zweite polnische Student weilt seit zwei Wochen in Zürich und versucht nun vom Hönggerberg aus mit Zürich in Kontakt zu kommen. Ein Vertreter Zürichs befindet sich im Augenblick nicht in Polen – und gerade deshalb wende ich mich über das »Massenmedium« ZS an die 7000 Unistudenten. Ueber den persönlichen Wert eines Auslandaufenthaltes und auch über den Wert des Vertrages der beiden Studentenschaften möchte ich mich nicht auslassen, er scheint mir auf der Hand zu liegen – und dennoch ist das Interesse leider bis jetzt gering.

Wenn ich zum Schluss in Kürze die ganz besonderen Vorteile dieses Stipendiums: freie Wahl der Hochschule in Polen, freie Wahl der Fakultät erwähne und auch das einzige Handicap nicht vergesse: Grundkenntnisse der polnischen Sprache (wirklich die einzige Bedingung!), darf ich wohl hoffen, dass sich Studenten zuhauf sofort einen Kurzlehrgang der polnischen Sprache beschaffen und sich dann entweder mit unserer Sekretärin oder mit mir zwecks näherer Orientierung oder gar Anmeldung in Verbindung setzen.

Für den KStR:
Hans Birchler

SAB
Selbsthilfegenossenschaft der Studierenden an der ETH

Einladung
zur 9. ordentlichen Generalversammlung

Freitag, den 15. Dezember 1967, 20.15 Uhr, im Studentenheim der ETH

TRAKTANDEN:

1. Wahl der Stimmenzähler, des Tagespräsidenten und der Protokollführer
2. Protokoll der 8. ordentlichen Generalversammlung
3. Jahresbericht des Obmanns
4. Abnahme der Jahresrechnung und der Bilanz. Bericht der Kontrollstelle. Entlastung der Verwaltung
5. Verwendung des Reingewinns
6. Wahl der Verwaltung
7. Wahl der Kontrollstelle
8. Varia

Alle Genossenschafter sind herzlich eingeladen. Als Ausweis ist der Anteilschein mitzubringen.

Für die Verwaltung:
sig. M. Brückner

Anmeldung zur Mithilfe am Uniball 1968

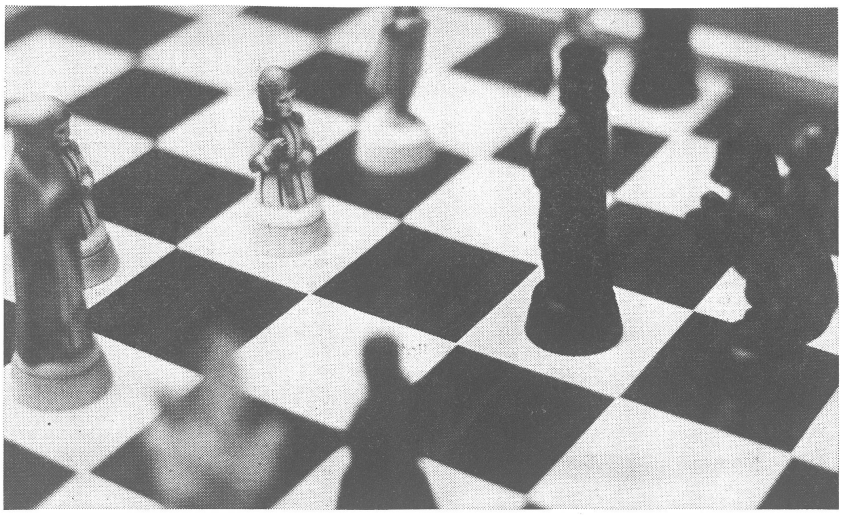
Ich werde mithelfen als:

☐ Dekorateur:	ab 3. Januar	18 Std. = 1 Paarkarte
☐ Installateur:	ab 3. Januar	18 Std. = 1 Paarkarte
☐ Schwerarbeiter:	am 1., 2., 3. Februar	15 Std. = 1 Paarkarte
☐ Losverkäuferpaar:	Ballnacht	ca. 3 Std. = 1 Paarkarte
☐ Abbruchspezialist:	am 4. Februar	Stundenlohn: Fr. 4.–

persönlich: Personalbureau Uniball: Rämistrasse 66, 8001 Zürich
telephonisch: 32 92 87
schriftlich: Mit obigem Talon an Personalbureau Uniball: Rämistrasse 66, 8001 Zürich

Ein Spiel

oder: Biografie



Biographie: ein Spiel Foto Urs Ruegg

HCL – Was sich am Zürcher Schauspielhaus abspielte und schliesslich nicht zustande kam, das machte kürzlich der Suhrkamp-Verlag für Leser zugänglich: »Biografie«: Ein Spiel von Max Frisch. Was wird da gespielt? Wer spielt mit wem?

Die Teilnehmer: Einer, der wählen möchte, daher Kürmann genannt. Was will er wählen? Das, was er erlebt hat. Er hat lange gelebt. Er hat sich seine – seine? – Biografie erlebt; aber er erkennt ihr Entscheidendes ab: Verbindlichkeit. Er stellt über sich selbst die Frage: »Glauben Sie . . ., dass die Biografie, die ein Individuum nun einmal hat, verbindlich ist, Ausdruck einer Zwangsläufigkeit, oder aber: ich könnte je nach Zufall auch eine ziemlich andere Biografie haben, und die man eines Tages hat, diese unsere Biografie mit allen Daten, die einem zum Halse heraushängen, sie braucht nicht einmal die wahrscheinlichste zu sein: sie ist nur eine mögliche, eine von vielen, die ebenso möglich wären . . .«

»Was also kann, so gesehen, eine Biografie überhaupt besagen?« Spielregel: Kürmann hat die Genehmigung, nochmals zu wählen. Bedingung ist, dass die gleichen gesellschaftlichen und geschichtlichen Bedingungen herrschen; ausserdem kann er die Anlagen seiner Person nicht ändern. Wer erteilt ihm diese Genehmigung? Eine objektive Instanz: der Registrator.

Spielfeld: Eine Welt, die nicht Wirklichkeit ist. Eine Welt, in der die Wirklichkeit nie die Möglichkeit verspielt: In der man probieren kann, ändern, erneut in Szene setzen, abbrechen, noch einmal von vorne anfangen darf, sich anders verhalten kann, sich über sein Verhalten unterhalten kann, wo es viele Möglichkeiten gibt und nichts Endgültiges. Man kann diese Welt die der Reflexionen nennen oder auch: das Theater. Kürmann spielt: Theater. Wenn er aus einer »Lebensrolle« heraustritt, sie zu Ende gespielt hat, tritt er als Kürmann heraus, nicht etwa als der Schauspieler X. Kürmann spielt einige Möglichkeiten seines Lebens nocheinmal durch, weil das auf dem Theater möglich ist. Offenbar hat er das Bedürfnis dazu, einige biografisch hervorstechende Lebenssituationen, z. B. die erste Begegnung mit seiner Frau, die ihn später nach sieben Jahren Ehe verlässt, zu überspielen.

Da man auf dem Theater Erinnerungen veräussern kann, spielen eine Menge Personen mit, die mit Kürmann irgendwann einmal etwas zu tun gehabt haben. Gegenüber Kürmann, der sein Verhalten und damit seine Biografie variieren möchte, bleiben sie alle als Statisten im Hintergrund, da er nicht *sie*, sondern *sich* erinnern möchte. Kürmann sagt dem Registrator, welche Szenen seiner Biografie er gerne überspielen möchte, dieser blättert so lange im »Dossier Kürmann«, bis er sie gefunden hat, liest kurz vor, was Kürmann an dieser *Stelle* seines Lebens registriert hat, knipst sein Neonlicht aus, das Spiellicht schaltet sich ein, und Kürmann versucht, seine Biografie zu ändern. Der Registrator registriert, wie Kürmann sich diesmal verhält. Zuweilen unterbricht er, oder Kürmann unterbricht, was dasselbe ist, da der Registrator nur sagen kann, was Kürmann schon weiss. (In dessen Doppelfunktion, als artikulierendes Bewusstsein Kürmanns und als theatralische Instanz, gelingt dem Autor der Schritt vom rein psychologisierenden Theater weg. Er schreibt in den Anmerkungen über den Registrator: »Der Registrator, der das Spiel leitet, vertritt keine metaphysische Instanz. Er spricht aus, was Kürmann selbst weiss oder wissen könnte. Kein Conférencier; er wendet sich nie ans Publikum, sondern assisiert Kürmann, indem er ihn objektiviert.«)

Spielverlauf: Kürmann wählt als erstes Spiel die Begegnung mit Antoinette nach einer Party, die anlässlich seiner Habilitation (er ist Professor für Verhaltensforschung) gefeiert worden war. Wie die Szene in Wirklichkeit sich abgespielt hat, ist unbekannt; nur das Ergebnis ist sicher: Kürmann hat diese Frau geheiratet. Offenbar ist er in seiner Ehe nicht glücklich gewesen und wünscht, sich damals anders verhalten zu haben. Jetzt hat er die Gelegenheit dazu. Er spielt das erste Kennenlernen fünfmal anders durch. Er versucht fünfmal, diese ihm bekannten Ergebnisse der Wirklichkeit zu verhindern, aber er verspielt sich jedes Mal, bis ihn der Registrator fragt: »Sie haben gesagt: Wenn Sie noch einmal anfangen könnten in ihrem Leben, dann wüssten Sie genau, was Sie anders machen würden. Warum machen Sie dann immer dasselbe?« Kürmann macht Fehler beim Spielen der Möglichkeiten: er spielt eine Möglichkeit vom Zwang her, bestimmte Ergebnisse zu verhindern, wie etwa die spätere Heirat. Und gerade so wird das Geschehen zwangsläufig. Kürmann gibt daher die Aenderung dieser Szene auf und beginnt, andere Momente zu variieren, die dazu beitrugen, dass jene Party überhaupt stattfinden konnte. Er setzt in seiner frühesten Jugend ein und behauptet erneut: »Ich weigere mich zu glauben, dass unsere Biografie, meine oder irgendeine, nicht anders aussehen könnte. Vollkommen anders. Ich brauche mich nur ein einziges Mal anders zu verhalten . . . ganz zu schweigen vom Zufall!«

Er erinnert seine Jugend. Die Erinnerungen stehen dicht beieinander auf der Bühne, der verschuldete Unfall bei einer Schneeballschlacht, Abitur, Tod der Mutter, Selbstmord der ersten Frau, Schuld, Schuld, Verkettungen, Motivierungen – dicht beieinander, eine Handvoll Jahre und Ereignisse, wie sie nur Erinnerung mit einem Griff gegenwärtig machen kann. Kürmann steht überall zugleich unter ihnen, agiert hier und dort ein paar Takte mit, ohne sich entschliessen zu können, was er neu spielen soll, wo er ändern soll; es scheint alles seinen Sinn gehabt zu haben . . . er ändert nichts.

»Registrator: Herr Kürmann, wir warten. (Zu den Figuren:) Herr Kürmann hat gesagt: Wenn er nochmals anfangen würde, so wüsste er genau, was er anders machen würde in seinem Leben.«

Er versucht es doch. Er entschliesst sich, nochmals anzufangen nach dem Tod seiner Mutter, 1939, da er als Student an einer amerikanischen Universität ist. Er entschliesst sich, dort zu bleiben. Der Registrator macht ihn auf die Konsequenzen aufmerksam. Plötzlich steht eine Gruppe Flüchtlinge in seiner Erinnerung auf: wählt er die Möglichkeit, in Amerika zu bleiben, kann er diesen Flüchtlingen auch nicht das Leben retten, wie er es in Wirklichkeit 1940 getan hat; es ist eine kurze, zufällige Episode auf einem mitternächtlichen Bahnhof und doch reicht sie aus, um Kürmann dazu zu bewegen, seine Biografie nicht weiter zu ändern. Er kann nicht. Gerade die von ihm bejahten Geschehnisse lassen seine Aenderungswünsche verstummen. Er müsste zuviel ändern. »Wie soll ich anders wählen . . .« Er akzeptiert den verhängnisvollen Schneeballwurf, die Trennung von der amerikanischen Freundin, die unglückliche Ehe, den Selbstmord der Gattin, die Schuld daran . . . »Ich habe mich an meine Schuld gewöhnt.«

An seiner Jugend ist nichts zu ändern. Da versucht er ein anderes Moment zu variieren, das mit dazu beitrug, die verhängnisvolle erste Begegnung mit seiner späteren Frau zu ermöglichen: seine Habilitation, die Ursache der Party gewesen war, auf der er Antoinette kennenlernte. Wie kann er die Ernennung zum Professor verhindern? Seine berühmten Versuchsreihen wil er beibehalten; an der wissenschaftlichen Qualifikation will er nichts ändern. Seine Wahl fällt auf den Herbst 1959. Er erinnert eine Unterredung mit einem Kollegen, der ihn überreden wollte, der KP beizutreten. Diesmal sagt er ja. Hierzulande, so meint er, werde kein Parteimitglied zum Professor ernannt. Und daher wird die Party auch nicht stattfinden können. Und er wird Antoinette nicht kennenlernen können. So denkt er. Aber seine Ernennung kommt trotzdem. Die Party findet also statt. Kürmann hat an den Ergebnissen nichts ändern können; der erste Teil des Spiels ist vorbei, trotz Varianten seiner Biografie gelang ihm keine Verhinderung der entscheidenden Szene.

Kürmann, der da seine Biografie anprobiert wie Gantenbein oder Enderlin seine Geschichten, wie Stiller seine wechselnden Identitäten, Kürmann spürt wie sie alle, dass die sinnvolle Zwangsläufigkeit von biografischen Daten ihnen unangemessen zudiktiert wird. Er kann keinen Sinn unterschieben, wo er sich sagen muss: Es könnte auch anders gewesen sein. Dass es gerade so war, wie es war, besagt nichts Besonderes. Wie ein Spieler verhält er sich zu seinem Leben. »Also nicht die Biografie des Herrn Kürmann, die banal ist, sondern sein Verhältnis zu der Tatsache, dass man mit der Zeit unweigerlich eine Biografie hat, ist das Thema des Stücks, das die Vorkommnisse nicht illusionistisch als Gegenwärtigkeit vorgibt, sondern das sie reflektiert – etwa wie beim Schachspiel, wenn wir die entscheidenden Züge einer verlorenen Partie rekonstruieren, neugierig, ob und wo und wie die Partie wohl anders zu führen gewesen wäre.« (Max Frisch in seinen Bemerkungen zum Stück.)

Er hat die Partie verloren und verliert sie immer wieder, sooft er auch rekonstruiert; der Einsatz ist immer der gleiche! Was er zu ändern wünscht, sind Verhaltensschablonen .Ob Professor oder nicht Professor, ob Kommunist oder nicht, ob diese oder jene Rolle – in jedem Fall ist sie mit dem eigentlichen Ich nicht identisch. Den Kürmann »höchstpersönlich«, aller Rollen bar, erlebt man nur im Zwiegespräch mit seinem Registrator. Wer ist aber Kürmann eigentlich? Ist er überhaupt ohne Rolle? Was ist der Einzelne noch, wenn man all das, was soziale Zuschreibung ist, was angenommen ist, wie etwa die ideologische Zugehörigkeit, die unverbindlich bleibt, weglässt? Wer ist Kürmann, der steht und sich von seinem Registrator Wunschprojektionen in Form von Lichtbildern an die Wand werfen lässt: zeittypische Schablonen übelster Nivellierung wie beispielsweise Kürmann als Playboy, als glücklicher Familienvater unter glücklichen Kindern usw. usw.? Der glaubt, ihm sei trotz aller Rollenmechanismen noch die Freiheit der Wahl gegeben?

Der »eigentliche« Kürmann ist der Gewissenhafte, der Zweifelnde, der schliesslich sogar an seinem eigenen Registrator zweifelt und fragt, wer er überhaupt sei. An einem zweifelt er allerdings nicht: dass er Antoinette liebt. Die Liebe zu ihr gehört so sehr zu seinem Wesen, dass man sie geradezu als Angelpunkt seiner diversen biografischen Verhaltensweisen bezeichnen könnte. (Woraus vielleicht ins rechte Licht gerückt wird, warum der Autor sein Stück als Komödie verstanden wissen möchte. Ob es das allerdings wirklich ist, sei germanistischer Akribie überlassen.) Wenn man seine Biografie als Konglomerat lediglich faktischer, nie sinnvoll akzeptabler Daten versteht und zweifach lebt, weil man eigentlich nicht ist, was man lebt, dann lebt man eigentlich nicht wirklich (wie es übrigens vom Autor auch in »Bin«, »Santa Cruz«, »Graf Oederland«, »Don Juan«, »Stiller«, und »Homo Faber« vertreten wird). Kürmann: der Zwiespalt ist sein innerstes Verhältnis. Es ist in dem, dass er mit sich und seiner biografischen Welt Zwiesprache hält. Jedoch, das Sprechen mit sich selbst und das Sprechen mit Antoinette bleibt unverbindlich. Noch am Schluss, dahinsiechend auf der Krebsstation, spricht er mechanisch wie ein geistloser Schüler die auswendig gelernte Antworten auf die ebenso mechanisch-lehrerhaft gestellten Fragen Antoinettes, die mit ihm italienische Lektionen durcharbeitet. Diese Sprachebene, die auch eine Daseinsform meint, bleibt oberflächlich funktional. Das Frage-und-Antwort-Spiel ist logisch motiviert, Kürmann glaubt, er würde eines Tages nach Italien reisen können und lernt eben im Krankenbett Lektionen, die seine Frau abhört. Diese mit verteilten Rollen gespielte Sprachebene herrscht jedoch in sämtlichen Dialogen zwischen Kürmann und seiner Frau. In ihr ist es nur möglich, immer dasselbe zu tun. Das Spiel wirkt grotesk, weil Kürmann im Angesicht des Todes Italienisch lernt, selbst da also in eine Rolle schlüpft, über die er »eigentlich« das gleiche Unbehagen spüren sollte wie über alle vorher als unverbindlich erkannten biografischen Einzelheiten. Derartige Spieler wie Kürmann sind übrigens global verteilt: Der Ideologe Krolevsky heisst jetzt Witzig, dann Ferrari, taucht in die verschiedensten Rollen unter, wesenlos und sklavisch seiner Hauptrolle angepasst:

Kürmann: Was sagt er zum Krieg um Israel?

Registrator: Er ist für Nasser.

Kürmann: Gegen Israel? (Krolevsky macht eine Geste) . . .

Registrator: Er sagt: Selbstverständlich-allerdings.

Kürmann ist auf dem Wege aus dem Zwiespalt heraus. Zunächst in einer explosiv-spontanen Handlung: Er erschiesst seine Frau, die mit einem anderen geht. Er habe, so sagt er später, eigentlich auf einen bestimmten stereotypen Satz seiner Frau geschossen, den diese gerade im Begriffe war auszusprechen und den sie stets sagte, wenn sie zu ihrem Geliebten ging. Dieser Satz wird von beiden als Ausrede verstanden, aber beibehalten. Also auch hier trägt die Kommunikation Züge einer mechanischen Litanei. Wenn er auf ihre Sprache schiesst, bedeutet das eine ebenso radikale wie hilfslose Geste; nach der Sprachzertrümmerung bleibt nur noch der langsame Tod im Schweigen der Zuchthäuser. Dort könnte er seiner Biografie einen Sinn erfinden.

Es ist wert, die paar Sätze genauer zu beachten, die Kürmann einmal zwischen zwei Italienisch-Lektionen seiner Frau zeigt. Unter Einfluss von Morphium hat er sie stets vergessen und deshalb nun aufgeschrieben. »Wir haben einander verkleinert. Warum haben wir immer verkleinert. Ich dich, du mich. Wieso hat sich uns alles, was möglich wäre, so verkleinert. Wir kennen einander nur verkleinert.«

Kürmann hat versucht, vom Eigentlichen her zu sprechen. Es sind Sprachversuche, die tastend Neuland für wirkliche Kommunkation suchen. Sie rühren an den Grund des Zwiespalts. Sie kennen einander nur verkleinert, weil sie sich gegenseitig die Möglichkeiten nehmen; sie reduzieren damit ihre Personen auf einen kleinen Ausschnitt, auf die angenommene Rolle. Beide sehen sie nicht hinter dem Ausschnitt die Möglichkeit der eigentlichen Person. Das ist eine vom Autor oft bedachte Thematik: Es sei Zeichen der Nicht-Liebe, also Sünde (Stiller), wenn man sich vom Nächsten ein fertiges Bild macht und darauf beharre, er sei so und so. Uebrigens sind hier natürlich nicht nur die »Verkleinerungen« des Anderen gemeint, sondern auch die Kürmanns selbst. Er verkleinert seine Möglichkeiten ja auch ständig, indem er sich auf Rollen einlässt. Allerdings wählt er nicht beliebige zeitgemässe Rollen. Von den Klischee-Projektionen des Registrators wählt er keine. Alternativen hat er nicht. Statt dessen die gleiche Geschichte mit Antoinette, das gleiche Leben, verändert nur in ein paar äusserlichen Daten: Eintritt in die Partei, Haltung bei irgendeiner Ehekrise, frühzeitiger Besuch beim Arzt, Diät . . . »Das ist alles, was Sie geändert haben, und dazu diese ganze Veranstaltung!« meint der Registrator endlich. Da ändert Kürmann noch einmal radikal: Er erschiesst seine Frau, die er liebt und deren Untreue er nicht erträgt. Im Bewusstsein, mindestens zehn Jahre Zuchthaus absitzen zu müssen, findet da nicht auch der Gedanke in ihm Nahrung, dass seine Biografie, die eines Mörders, ihren Sinn habe und ihre Zwangsläufigkeit? »Und dieser Sinn würde darin bestehen, dass ich glaube: So und nicht anders hat es kommen müssen. Was man niemals beweisen kann, aber glauben. So und nicht anders. Schicksal. Vorsehung.« »Ich weiss, wie es geschehen ist.«

Registrator: – zufällig?

Kürmann: Es musste nicht sein.

Kürmann wählte nie im Bewusstsein aller Möglichkeiten, sondern im Zwang, etwas Bestimmtes zu verhindern: Seine zerstörte Ehe. Er konnte es nicht, weil er immer nur Sachverhalte änderte, Szenabläufe, nebensächliche Daten; keine Szene passt ihm so, dass sie nicht auch anders sein könnte. Nur *er* kann nicht anders sein. Er konnte es nicht, weil er bloss Rollen durch andere Rollen ersetzte. Er geht seine Biografie an mit den gleichen Waffen, mit der sie ihn angeht. Seine Unfähigkeit, sich zu ändern, hat einen Grund. Das wird deutlich, als er zum letzten Mal ändert: Er erschiesst Antoinette nicht, weil ihm ihr Leben wichtiger erscheint als seines. *Er liebt sie.* Gleichzeitig damit geht sein Leben zu Ende; unheilbar an Krebs erkrankt, siecht er in einem Krankenzimmer dem Tod entgegen. Als der Registrator darauf Antoinette fragt, was sie denn in ihrem Leben anders machen würde, spielt sie die Anfangsszene nocheinmal durch: Der Abend auf der Party. Diesmal bleibt die Begegnung einmalig; sie geht, verbringt nicht die Nacht bei ihm, wird nicht sieben Ehejahre bei ihm bleiben, sondern geht. Sie kann da ändern, wo er nicht konnte: Antoinette ist frei – von Liebe zum Beispiel. Sie geht den Dialog und damit der zwiespältigen Zwiesprach einfach aus dem Wege. Kürmann, der Spieler, der verloren hat, steht still und schweigt. Das Stück, meint der Autor, soll nichts beweisen. In der Tat gibt es darin keine Lösung des Zwiespalts. Antoinette aber, die bei ihrer Wahl sich den Möglichkeiten, die auf der Bühne gespielt werden können, entzieht, lebt sie wirklich ohne Zwiespalt? Sie liebt den Anderen. Deshalb hat sie keine anderen Möglichkeiten. Sie spielt den Partner im Schachspiel gegen Kürmann nicht, sondern geht.

die Minnesänger

der swingende Chor, singt zündende Melodien aus Film und Musical, Jazz, Volkslieder und sucht geübte

Sängerinnen und Sänger

die Minnesänger
Postfach, 8023 Zürich,
Telephon (052) 32 15 12

Wer macht mit?

Skiferien mit Diskussion

für junge Leute (bis 30 Jahre) in der Lenzerheide, vom 3. bis 17. März 1968, in einer modernen Skihütte (zum Teil Matratzenlager, Duschen, kalt und warm Wasser, Zentralheizung, 3 Mahlzeiten, Kurtaxe).

Preis pro Woche Fr. 139.–, für 2 Wochen Fr. 278.–. Man kann eine oder zwei Wochen mitmachen.

Mit Vorlesungen eines Schriftstellers, Vorträgen, Diskussionen, Musik anhören, wollen wir den Abenden ein wenig Niveau geben, daneben soll der menschliche Kontakt gepflegt werden.

Anfragen an Ruedi Tobler, Technikumstrasse 3, 8400 Winterthur.

BUCHHANDLUNG SONNEGG
PAUL SCHIBLI
Sonneggstrasse 29 8006 Zürich
Telefon 051 34 07 88

BÜCHER + PAPETERIE PLATTE
H. U. ZBINDEN + CO.
Zürichbergstrasse 17 8028 Zürich
Telefon 051 47 57 33

Wissen im Taschenbuch:

B. J. Hochschultaschenbücher – das neue Taschenbuch für Studierende, Lehrer, Forscher und Ingenieure – aus Mathematik – Physik – Chemie – Verfahrenstechnik – Astronomie – Nachrichtentechnik – Elektrotechnik und Philosophie.

Die neuen Dalp-Taschenbücher:

Albert Menne, Einführung in die Logik. Band 384, Fr. 3.80
Hans Reiss, Politisches Denken in der deutschen Romantik. Band 386, Fr. 2.80

R. D. Herrmann, Künstler und Interpret. Zur modernen Aesthetik. Band 387, Fr. 2.80

A. Wifstrand, Die alte Kirche und die griechische Bildung. Band 388, Fr. 3.80

Paul Feldkelier, Wörterbuch der Psychopolitik. Band 389, Fr. 3.80

Aus der Vandenhoeck-Reihe:
Walter Killy, Romane des 19. Jahrhunderts. Band 265, Fr. 9.40

Werner Kirchner, Hölderlin. Aufsätze zu seiner Hamburger Zeit. Band 255, Fr. 5.80

Immanuel Kant, Was ist Aufklärung. Aufsätze zur Geistesgeschichte und Philosophie. Band 258/60, Fr. 5.80

S. H. Steinberg, Der Dreissigjährige Krieg und der Kampf um die Vorherrschaft in Europa 1600 bis 1660. Band 261, Fr. 9.40

DTV-Atlas zur Weltgeschichte
Band I. Von den Anfängen bis zur Franz. Revolution.
Band II. Von der Franz. Revolution bis zur Gegenwart.
Je Fr. 8.20

DTV-Atlas zur Biologie. Band I, Fr. 8.20

DTV-Lexikon. Ein Konversationslexikon in 20 Bänden zu je nur Fr. 5.80

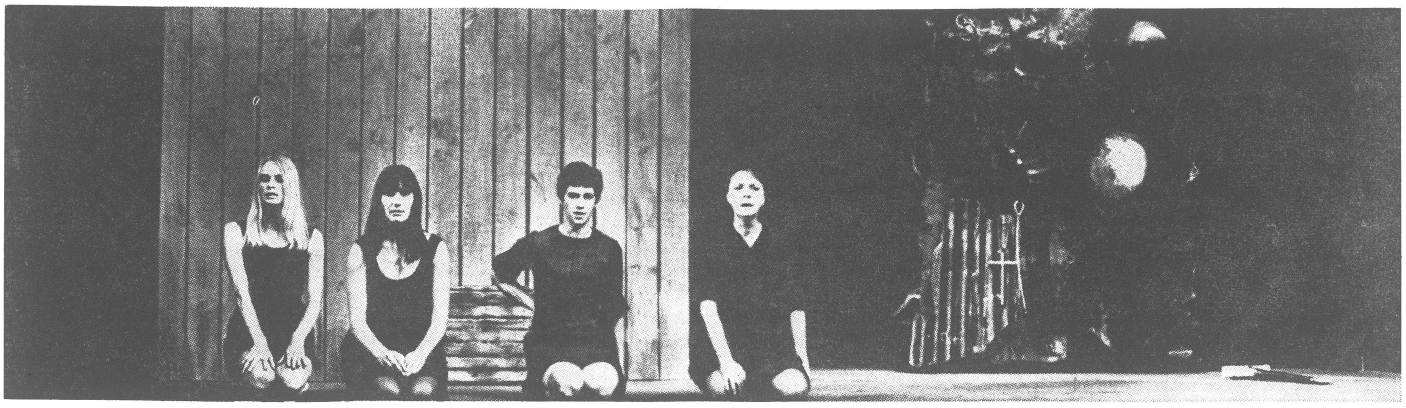
Das Fischer-Lexikon – eine Enzyklopädie des Wissens.
40 Bände aus allen Wissensgebieten. Je Fr. 5.80

Wir sind gross genug,
um Sie gut bedienen zu können –

klein genug,
um für jeden Auftrag dankbar zu sein!

Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J. R. Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschafter, Betriebswirtschafter und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work.
Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazeutik, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J. R. Geigy A.G., Basel



Agitation? Agitation!

Zu Peter Weiss: Der lusitanische Popanz / Von Thomas Held

Beinahe wäre Zürich in diesem Winter zu seinem zweiten Theaterskandal gekommen: Noch im Herbst plante das Studententheater die schweizerische Erstaufführung des neuen Stückes von Peter Weiss, »Gesang vom lusitanischen Popanz«. Dieses Agitationsstück, das nicht nur die portugiesische Fremdherrschaft in Angola geisselt, sondern auch die weltweite Ausbeutung der armen Länder durch die Industrienationen, hätte zweifellos das gegenwärtig laufende fsz-Seminar über Probleme der Dritten Welt bereichert. Obwohl das Studententheater nach einem direkten Brief an Peter Weiss die Aufführungsrechte für den »Popanz« erhielt, zeigte es sich leider, dass die personellen Möglichkeiten unserer Universitätsbühne noch zu begrenzt sind, um eine derart schwierige Aufgabe zu bewältigen. Trotzdem möchten wir diese »politische Revue«, die wir für eines der wesentlichsten Theaterstücke der letzten Zeit halten, hier von Thomas Held, der ursprünglich die Inszenierung besorgen wollte, vorstellen lassen.

Was sind das für Zeiten, wo
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist.
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst!

Bertolt Brecht

Wir alle sind im Kampf zwischen armen und reichen Ländern zur Entscheidung aufgerufen. Es stellt sich die Frage, die auch Peter Weiss in seiner Auseinandersetzung mit Magnus Enzensberger aufwirft: »Auf wessen Seite stellen wir uns? Stehen wir auf der Seite derer, deren Kräfte heute einem Verschleiss bis zur Vernichtung ausgesetzt werden (so wie die Wehrlosen in den faschistischen Konzentrationslagern), denen die Ruhe zum wohlgewählten Ausdruck fehlt und die ihr aufgespeichertes Unglück in gewaltsamen Ausbrüchen entladen, oder stehen wir auf der Seite derer, die diese Ausbrüche Pöbelrevolten nennen und die zur Besonnenheit raten, weil sie die geltende Ordnung nicht gefährdet sehen wollen?« Weil die Befreiungsbewegungen der Dritten Welt zum entscheidenden sozio-ökonomischen (und damit politischen) Problem unserer Zeit geworden sind, weil sie Anlass dazu sein könnten, das kapitalistische bzw. revisionistische System selbst in Frage zu stellen, werden sie tabuisiert. Unsere Massenmedien sprechen von Ländern der Dritten Welt nur im Zusammenhang mit Tourismus oder Entwicklungs-»Hilfe«, in den Künsten, vor allem im Bereich der reproduzierenden Kunst, im Theater, wird die Entwicklungsproblematik fast völlig übergangen. Vietnam, wo der Konflikt heute die Grössenordnung eines Genozids angenommen hat und deshalb nicht mehr verdrängt werden kann, wird konsumiert in Form von Schlachtmeldungen und ritualisiert in traditionellen Demonstrationen, die schon zum Strassenbild gehören und – zielen sie nur auf den Krieg als solchen und nicht auf die strukturellen Mängel des Systems – praktisch wirkungslos sind.

Glücklicherweise gibt es einige Schriftsteller, deren Theaterstücke nicht Mittel zur »Flucht« aus der Wirklichkeit sind, wie dies allen Ernstes von einem früheren Dramaturgen des Schauspielhauses gefordert wurde. Für die Theater im Gegenteil Zugang zur Realität, Diskussionsforum, Agitationsraum ist, wo direktestes Engagement gefordert wird. Wenn Napalmbomben fallen, wird gewöhnliches Theater irrelevant.

Im deutschsprachigen Raum ist es Peter Weiss, der heute diese Auffassung von Theater vertritt. Weiss hat sich mit seinen letzten Stücken völlig entfernt vom Autor des Marat/Sade. Mit dem vieldiskutierten, auch im Schauspielhaus gelesenen Stück *Die Ermittlung* und seinem gleichzeitigen Bekenntnis zur DDR begann eine neue Phase in seiner Theaterarbeit. Aehnlich wie Brecht verwendet Weiss nur historische Ereignisse (Auschwitz, Angola, Vietnam), um sie als Modellfälle darzustellen. Als Modellfälle, die in streng marxistischem Sinn nichts anderes zeigen als letzte Konsequenzen des kapitalistischen Systems. Darin ist auch der Grund für das Fehlen seiner Stücke auf deutschen Bühnen zu suchen: Was man ihm vorwirft ist nicht das Anstössige, Skandalöse des Marat, sondern die Tatsache, dass er Auschwitz nicht als Sonderfall gezeigt hat, als Ausgeburt eines kranken Hirns, sondern dass er die Verbindungen zwischen Konzentrationslagern und Industriekonzernen nachgewiesen und damit den Bezug zum ökonomischen System hergestellt hat. In der Form seiner Stücke aber unterscheidet sich Weiss von Brecht. Brecht wählte die Diskussion, er verfremdete die aktuellen Konflikte, indem er sie in zeitlichem und geographischem Abstand, als Parabeln, darstellte und von Rundköpfen und Spitzköpfen sprach. Weiss wählt direktere Formen der Einflussnahme, er agitiert, fordert auf, beleidigt, schimpft. Brechts Diskussion war möglich zur Zeit des kalten Krieges, zur Zeit der ideologischen Auseinandersetzung. Wenn Hanoi in Trümmer fällt, wirkt abstrakte Diskussion verräterisch.

Der neue Stil von Peter Weiss, der so neu gar nicht ist (auch Piscator, auch der frühe Brecht brachten Tagespolitik auf die Bühne), soll an einem Beispiel deutlich gemacht werden. Das Stück heisst *Gesang vom lusitanischen Popanz.* Lusitanien steht für Portugal, Popanz für Salazar. Weiss will aber nicht verfremden, er gebraucht diese Formeln, um zu zeigen, dass die Ausbeutung generell ist, dass es viele »Salazars«, aber nur einen Typ des Ausbeuters gibt.

Weiss wählt den Fall Angola, weil dort die Auseinandersetzung zwischen Unterdrückern und Unterdrückten mit Gewalt ausgetragen wird. Portugal hat heute in Angola 50 000 Mann unter den Waffen. Vor einigen Tagen erklärte dasselbe Salazar-Regime, das sich – laut eines Tages-Anzeiger-Kommentars von Annemarie Schwyter – weigerte, ausländische Hilfe zur Rettung der Opfer der Flutkatastrophe anzunehmen, das Unglück vor den eigenen Landsleuten verschleiert und bisher nichts zur Bergung der Obdachlosen unternommen hat, dass der Kampf gegen die Terroristen in Angola und Mozambique fortgesetzt werde. Ein Kampf, der – wie uns Jacopetti in »Africa Addio« genüsslich gezeigt hat – mit modernsten Waffen gegen primitiv ausgerüstete Partisanen, mit Panzern gegen Speere geführt wird. Weiss wählt den Modellfall Angola auch deshalb, weil sich hier die Verflechtung der kolonialistischen Unterdrückung mit dem kapitalistischen System besonders gut zeigen lässt. Portugals Truppenmacht dient in erster Linie dem Schutz der ausländischen Investitionen (Diamanten, Oel, Eiseneerz), die dank der Zwangsarbeitverpflichtung der schwarzen Arbeiter ungleich höhere Dividenden erzielen als im Mutterland.

Nicht nur in der Wahl des Themas, auch in Inhalt und Form des Stücks wird die Absicht deutlich, exemplarische Situationen zu zeigen. Die elf Nummern des *Popanzes* reportieren, illustrieren und kritisieren jeweils einzelne Mechanismen der Unterdrückung: das System der »Assimilados« (unter hundert Schwarzen hat nur einer lesen und schreiben gelernt und das komplizierte System der Gleichstellungsbedingungen passiert), die Bitte der Afrikaner um Schulen und die Hinrichtung der Bittsteller, den Besuch eines ausländischen Justizministers, der die Zustände idyllisch findet (Weiss spielt hier auf den Besuch Jaegers in Angola und von Strauss in Südafrika an), schliesslich den Aufstand der einheimischen Bevölkerung am 5. März 1961, der mit indirekter Hilfe der Nato brutal niedergeschlagen wurde. Trotzdem weicht am Schluss die Siegesgewissheit des Popanzes *(»Wenn die Krise auch schwer war/mit Gottes Hilfe und/mit unserer festen Entschlossenheit/haben wir sie zu überwinden gewusst«)* der Hoffnung der Aufständischen: *»Schon viele sind in den Städten/und in den Wäldern und Bergen/lagernd ihre Waffen und sorgfältig planend/die Befreiung/die nah ist.«*

Jede Nummer ist aufgebaut aus den drei gleichen formalen Elementen: Bei den Stimmen der Unterdrücker (Popanz, General, Bischof) finden wir von Hochmut und Ideologie triefendes *Pathos: »Ich erhalte meine Befehle/von Gott dem Herrn/es ist Lusitaniens Aufgabe/die göttliche Botschaft/auf Erden zu verbreiten.«* Dagegen setzt Weiss eine *Montage von Fakten* bei den Sprechern, den Wortführern der Afrikaner und *lyrische, klagende Chorlieder* bei den Unterdrückten: *»Seht meine Hände, meine Hände/das Schlagholz hat sie getroffen/Das Schlagholz hat Mäuler/das Schlagholz frisst Löcher in meine Hände.«* Als weiteres formales Element verwendet Weiss den konsequenten Rollenwechsel von Szene zu Szene, um damit die Allgemeinheit der Ausbeutungsmechanismen zu zeigen, die nicht von den Individuen abhängig sind, sondern vom sozio-ökonomischen Unterbau determiniert werden.

Der *Gesang vom lusitanischen Popanz* ist ein Pamphlet. Weiss ist damit ehrlicher als viele andere Autoren, die »objektive« Zeitstücke schreiben. Weiss schützt keine Objektivität vor, er will überzeugen, zur Stellungnahme auffordern. Es geht nicht um Kunst, nicht um die ästhetische Bewältigung eines historischen Ereignisses; es geht um die Solidarität mit den schwarzen Arbeitern in den Minen von Angola.

Als das Stück in Stockholm uraufgeführt wurde (in Deutschland fand sich kein Theater dazu bereit!), bezeichnete das portugiesische Aussenministerium das Stück als »Brechmittel« und warf nicht nur Peter Weiss, sondern den Schweden insgesamt Unhöflichkeit und politische Unwissenheit vor. Dieses Echo zeigt deutlicher als andere, dass der *Popanz* trifft, zutrifft.

Dies ist kein Inserat,

sondern ein Geschenkvorschlag

Warum auch lange Worte verlieren (andere tun dies schon genug), Sie kennen ja den »zürcher student«.

Und sicher haben Sie Bekannte, für die er das richtige Weihnachtsgeschenk wäre. (Es müssen ja gar nicht Studenten sein.)

Der Coupon hilft Ihnen. Und weil er nur für die Adresse eines Beschenkten Platz hat, können Sie ruhig auch noch auf den Rand schreiben.

Wir wünschen Ihnen frohe Festtage!

P. S.
Geschenk ist Geschenk. Ob Sie den »zürcher student« sich selber oder anderen schenken. Oder sowohl als auch.

Senden Sie den »zürcher student« als mein Geschenk ein Jahr lang an:
Name
Vorname
Strasse, Nr.
PLZ, Ort

Den Betrag von sechs Franken pro Jahresabonnement bezahle ich:
Name
Vorname
Strasse, Nr.
PLZ, Ort

Einsenden an: »zürcher student«, Universitätstrasse 18, 8006 Zürich.
ZS 12

Gedanken und Denkschemas / Die Zeitschrift »neutralität«

Unscheinbar, rot, mit einem kleinen weissen Kreuz als einem hässlichen Muttermal auf der Umschlagseite, einem Geburtsfehler vielleicht, mit dem vielsagend faden Titel »neutralität« ist diese Zeitschrift wohl eine der interessantesten, auffallendsten Publikationen auf Schweizer Boden und erregt dennoch kein Aufsehen.

Steckbrief:

»neutralität«, kritische Schweizer Zeitschrift für Politik und Kultur; gegründet 1963; erscheint sechsmal jährlich in Basel; Herausgeber und Redaktor: Paul Ignaz Vogel; Preis 2.50 Fr.; Auflage: 2500.

Ungewöhnliche Widersprüche

Schon beim ersten Durchblättern fällt auf: Die Liste der Mitarbeiter ist angelegt wie das Personenverzeichnis eines Shakespeare-Dramas; spielt sich hier das Stück auf zwei Ebenen ab, in der hohen Gesellschaft des Adels und dem zweifelhaften Milieu des Pöbels, so findet man dort auf der einen Seite Namen wie Bichsel, Böll, Dürrenmatt, Frisch, Hochhuth, Loetscher und Walter, auf der andern aber Peter Höltschi, Werner Wollenberger, Jürg Ramspeck, Jean Pierre Gerwig oder Sebastian Speich. Ein ungutes Gefühl muss im Magen hochsteigen.

Noch bemerkenswerter ist dieser Index deshalb, weil alle Mitarbeiter ohne jedes Honorar schreiben. Die Einnahmen der Zeitschrift vermögen gerade die Druckkosten zu tragen; sie ist also ökonomisch unabhängig. Diese Tatsachen garantieren ein ehrliches Engagement.

Dementsprechend eigenwillig ist das *Inhaltsverzeichnis;* es finden sich Beiträge wie:

- *O Gott, der Du schwarz bist* (Schwarze beten zu einem schwarzen Gott)
- *Die Endlösung der Indianerfrage*
- *Wir sind in guten Händen* (Presseausschnitte dokumentieren den amerikanischen Einfluss in der Schweiz)
- *So kämpft der Vietcong* (authentische Instruktionsgeschichten für das Vietcong-Kader)
- *Rendez-vous mit meinem Telephon-Abhörer.*

Offensichtlich sollen globale und schweizerische Themen von allgemeinem Interesse besprochen werden. In welchem Sinne aber, oder anders gefragt: Wie sieht die *geistige Konzeption* aus, die sich dahinter verbirgt? Paul I. Vogel, der Redaktor, meint dazu: »Unser Ziel ist die Reaktivierung des aussenpolitischen Bewusstseins. Im weiteren üben wir Kritik an allen totalitären Zügen unseres Staatswesens, die sich zum Beispiel bei der Abwehr von Kommunisten wie auch Rechtsextremisten offenbaren; wir wehren uns gegen die Exzesse der geistigen Landesverteidigung und im übrigen – wie viele Zeitungen – gegen alles, was die geistige Freiheit bedroht, wobei wir uns ausschliesslich an Intellektuelle wenden.« Vogel betrachtet sich selbst als Linksneutralisten (man beachte die innere Paradoxie der Wortbildung), was allerdings etwas ganz anderes sei als ein Sozialist, da der Sozialist staatliche Eingriffe befürworte und somit die geistige Freiheit des Bürgers beeinträchtige.

Der Januskopf

Vogel bemüht sich um eine geistige Unabhängigkeit, um die geistige Mitte. Um einen solchen Ausgleich herbeizuführen, muss man aber zuerst ein Gegengewicht schaffen. Wer ein Gegengewicht schafft, wird allzuleicht mit dem Gegner selbst verwechselt. Dieser Irrtum hat die »neutralität« teilweise diskreditiert.

Einerseits schreiben hoch qualifizierte Leute, die keineswegs schematisch einer Ideologie zugeordnet werden dürfen, sehr eigenwillige, schöpferische und brisante Artikel – sie würden der besten Zeitung zur Ehre gereichen –, andererseits finden sich daneben reichlich einfache Gemüter, denen nur das Schwarzweiss-Klischee von Bürgerlichkeit und Opposition bekannt ist. Sie stehen jeder fruchtbaren Diskussion im Wege und diffamieren allein durch ihre Anwesenheit auch die anderen Autoren. Diese Uneinheitlichkeit ist der Januskopf der »neutralität« (zwei Köpfe und kein Gesicht), so dass sie an ihrer eigenen Mannigfaltigkeit scheitert – und dennoch hochinteressant bleibt.

Willi Wottreng

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1 **Rindermarkt 19**
Für Studenten
Ermässigung Haarschneiden
ausgenommen am Samstag
Dienstag den ganzen Tag geschlossen

Das Gleichnis von den drei Fröschen

Professor C. F. von Weizsäcker, der berühmte Atomphysiker und Philosoph, hat seinen gelehrten und zugleich spannenden Zürcher Vortrag — «Gedanken zur Zukunft der technischen Welt» — mit einem Gleichnis beschlossen, das wir unseren Lesern wiedergeben wollen:

Es fielen drei Frösche in ein Milchgefäß. Der erste war Pessimist und sagte, da komm ich nie wieder heraus und — ertrank. Der zweite war ein Optimist und sagte, ach, da komme ich schon wieder raus — und tat auch nichts und ertrank. Der dritte war, was man so nennt, ein Realist und strampelte. Er sagte, man kann nie wissen, aber strampeln muß man. Und nachdem er einige Stunden gestrampelt hatte, spürte er etwas Festes unter seinen Füßen — er hatte nämlich Butter aus der Milch gestrampelt — und dann sprang er heraus.

Ist es nicht höchst erstaunlich, ja ergreifend? Da kommt ein Mensch, dessen Kenntnisse der Naturwissenschaften bis in die tiefsten Tiefen, bis zu den kleinsten Partikeln reichen, welche die Welt zusammenhalten. Statt aber eine große Philosophie zu entwickeln, sagt er uns in der allergrößten Bescheidenheit: **Strampeln muß man.**

Der Frosch, der da strampelte, hatte keine Ahnung, daß aus der tödlichen Milch rettende Butter entstehen könnte. Und trotzdem strampelte er. Er hatte den Glauben an das Leben.

Das Geld reicht nicht,
um jedes «Trumpf-Buur»-Inserat in jeder Zeitung erscheinen zu lassen. Gelegentlich wird auch von einzelnen Blättern ein Text abgelehnt. Die vollständige Reihe unserer Artikel veröffentlichen wir 7 bis 8mal jährlich in einem Mitteilungsblatt (jeweilen 5 TB-Texte zusammen). Sie können es **abonnieren:** *Grüner Einzahlungsschein mit Adresse Aktion für freie Meinungsbildung, Zürich, Postcheckkonto 80-39102. Preis für ein Jahr Fr. 3.—.*

Wir können sie selber jeden Tag beobachten, die, die da nicht strampeln wollen. Die Pessimisten, die uns sagen: Es nützt ja doch alles nichts — wozu sich Mühe geben? Die älteren unter uns erinnern sich der dreißiger Jahre, in denen man uns sagte: Mit der Schweiz ist es fertig. Die Arbeitslosigkeit wird eine ständige Geißel bleiben. Zu viele Einwohner, zu wenig Exportchancen. Es bleiben nur zwei Möglichkeiten: Auswandern oder den Gürtel enger schnallen.

Wir kennen auch die sog. Optimisten, die — nach der Parole des zweiten Frosches — in den Tag hinein leben: Irgendwie kommt man ja schon wieder raus. Wenn sie dann doch nicht weiter kommen, rufen sie nach dem Staat. Staat hilf! Sorge für Arbeit, sorge für Brot, sorge für das Alter!

Wir halten es mit dem dritten Frosch: Strampeln muß man. In gewisser Form liegt in diesem einfachen Satz der Kern des Bekenntnisses zur freien Wirtschaft. Er fordert selbstverantwortliches Handeln. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, sagt der Volksmund zu Recht. Wer die Verantwortung für sich und sein Gedeihen auf die andern abschiebt, wer die andern für sich strampeln läßt, um sich selber von dieser mühseligen Arbeit zu dispensieren, der leistet keinen positiven Beitrag an das Gemeinwohl.

Lieber Leser, Sie meinen, der Mensch unterscheide sich doch noch dadurch vom Frosch, daß er wissen sollte, **wozu** er strampelt. Das mag dann und wann so sein, aber vielleicht ist auch das nur Selbsttäuschung. Wozu wir letzten Endes strampeln, das werden wir auf dieser Welt kaum je ergründen. Wir müssen es im Glauben tun, daß wir unsere Sinne, unsere Vernunft und unseren Geist bekommen haben, um die eigene Verantwortung in die Tat umzusetzen. Was letztes Ziel dieses Handelns ist, darüber maßt sich der «Trumpf-Buur» kein Urteil an. Darüber bitten wir unsere Leser, in den Mußestunden der bald kommenden Weihnachtstage nachzudenken.

Trumpf Buur

Aktion für freie Meinungsbildung 8032 Zürich

DIAVOX

INSTITUT MODERNE DE LANGUES
1000 LAUSANNE
avenue de Beaulieu 19 Téléphone (021) 34 78 34

Français
pour étrangers: cours du CREDIF et BESANÇON

Anglais - allemand
cours du Centre de linguistique de Besançon

Laboratoire de langues
stages complets et intensifs de 11 semaines
(330 heures)
stages accélérés d'été de 8 semaines
(240 heures)

Horaire (anglais et allemand)
été: 7 h. à 12 h. 45 hiver: 13 h. à 18 h. 45

Cours du soir
Externat: tous âges dès 16 ans

Apotheke Oberstraß Zürich 6
F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9
Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

IBM

Für unsere Niederlassungen Zürich und St. Gallen suchen wir je einen

Maschineningenieur
oder
Betriebsingenieur

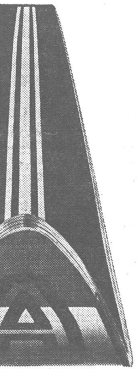
mit abgeschlossenem Studium zur Ausbildung als

Organisator

Nach der umfassenden EDP-Ausbildung wird die Tätigkeit die Durchführung von Betriebsanalysen und die Lösung von Organisationsproblemen umfassen. Anwendungsgebiete sind z. B. Konstruktion, Terminplanung, Lagerbewirtschaftung, Auftragssteuerung, numerische Steuerung von Werkzeugmaschinen, technisch-wissenschaftliche Berechnungen, etc.

Interessenten (Schweizer Bürger)im Alter von ca. 24–32 Jahren möchten wir gerne im Detail über diese zukunftsreiche und vielseitige Aufgabe orientieren. Bitte rufen Sie uns an: Tel. 051 / 35 88 10, intern 357 oder schreiben Sie an die Personalabteilung der IBM International Business Machines, Extension Suisse, Talstrasse 66, 8021 Zürich.

salon Berweger
Neumarkt 14
Zürich 1
Tel. 32 31 58
Ihr Coupe-Hardy-Spezialist



660 JET CORONADO RSL 528.–
675 SUPER-JET COMMANDER 578.–

Der Metallski von ganz besonderer Qualität und für höchste Ansprüche. Drei spezialverleimte Metallplatten und schwingungsdämpfende Einlagen vermitteln auch bei hoher Geschwindigkeit auf harter Piste das Gefühl der Stabilität und Sicherheit.

Gschwind i d'Stadt laufe . . .
Bym Fritsch d'Schi go chaufe!

fritsch sport
Bahnhofstrasse 63

BK 893

Cafeteria WELLENBERG
am Hirschenplatz
nächst Zentralbibliothek
und Hochschulen

Der traditionelle Treffpunkt
der Studenten zum guten Essen
und zum gemütlichen Plausch.

NEU

Gegen Vorweisung der Legi
erhalten Studenten zu jedem Menü

GRATIS

einen Kaffee nach Ihrer Wahl

Warum fotografieren Sie noch nicht mit der Nikkormat FT?

Die Nikkormat FT ist die preisgünstige Kamera der weltbekannten Firma NIKON: formschön, robust und der Nikon F ebenbürtig.

Die speziellen Vorzüge der Nikkormat FT sind:
perfekte Belichtungsmessung hinter dem Objektiv
der 2-Zellen-CdS-Belichtungsmesser misst die ganze Mattscheibe
Messung bei offener Blende: Der Sucher bleibt auch während des Messens gleichmässig hell
brillantes Sucherbild mit Mikrospaltbild-Zentrum
Kupplung von Verschlusszeitenknopf und Blendenring
Metallschlitzverschluss Copal Square S
Blitzsynchronisation für Elektronenblitz 1/125 sec.
weiche, absolut erschütterungsfreie Auslösung
ausbaufähiges System — auch in Spezialgebieten
höchste optische Qualität durch Nikkor-Objektive
in Chrom oder schwarz lieferbar

Lassen Sie sich die preisgünstige Nikkormat FT und auch die Nikkormat FS ohne Belichtungsmesser bei Ihrem Fotohändler zeigen und vergessen Sie nicht: NIKON bietet Ihnen einen gepflegten Kundendienst.
Dokumentationen auch durch die Generalvertretung
NIKON AG, Kirchenweg 5/Mühlebachstrasse, 8008 Zürich

Nikon

Regelmässige Bartpflege ist die Voraussetzung für ein angenehmes Aus-Aeusseres.

Warum versuchen Sie es dieses Jahr nicht (Bartbrandgefahr)!

Gute Samichlausverslein werden immer rarer. Leisten auch Sie einen Beitrag zur Ueberwindung der gegenwärtigen Krise der Samichlausdichtung!

Die höchst bedauerlichen Reitunfälle lassen sich durch regelmässiges Training vermeiden.

Der gediegene Samichlaus raucht nicht (Brandgefahr)!

Trotz vielfältigen modischen Angeboten auf dem Stiefelmarkt sind die richtigen Samichlausgrössen nur schwer zu finden. Man sehe sich deshalb beizeiten vor.

Besser kochen, besser leben mit – Magi.

Das Männlein mit der Melone

AKL. – Le petit prince hat einen erwachsenen Bruder erhalten, Raymond Peynets Männchen mit der »Melone«, dem grossväterlichen, halbkugeligen Hut, der ihm wie verwachsen mit dem Kopf auf nackenlangem Haar sitzt. So voller Rätsel wie das Märchenkind Saint Exupérys ist das Figürchen Peynets nicht, doch dessen Tun und Streben kommt ebenso unverfälscht aus seinem innern Wesen. Leichtfüssig und doch gemessen elegant spaziert das Männlein daher mit der Unbeirrbarkeit des unscheinbaren Helden und grossen Liebenden.

★

Schwarzer und allerschwärzester Humor begegnet uns genug auf Blatt und Blättchen, gepfeffert bringen Zeichner und Humoristen die kleinen und grösseren Blössen des Menschen und der Gesellschaft; ihre Gestalten sind Fröschen, Mäusen und Polypen ähnlicher als dem homo sapiens. Der Franzose Peynet lässt die Kirche wieder im Dorf, sein liebeseifriges Männlein mit der Melone, dem Schirm, Krawättchen und hohem Kragen ist durchaus »farbiger Abglanz, in dem wir das Leben haben« (bei Goethe geholt). Die Dämchen, die der Held unermüdlich verehrt, anschwärmt, einlädt und umkost sind manchmal fischschwänzige weibliche Wasserwesen, meist jedoch sich sittsam gebende Jüngferchen, die plötzlich unverblümt-naiv auf ihr Ziel lossteuern. Ein unbekannter Dichter des 16. Jahrhunderts muss Aehnliches wohl auch erfahren haben:

»Ik weet en Frauken amoreus,
di ik van Herten minne,
ihr Wesen ist so gracieus
si steht in mynem Sinne.
Gracieus ist sie in aller Stund
Man findt der nit sehr vele:
Wann sie hat einen lachenden Mund
Twee Brüstekens rund
und eine sneewitte Kehle.«

Die »Brüstekens rund« zeichnet Peynet hin und wieder als Kücken oder Häslein, und dazu sagt das »Frauken amoreus« im Wald auf einem Baumstamm sitzend zum Männchen, das ein Jagdgewehr bei sich hat, aber stets die Melone trägt: »Du darfst sie ruhig streicheln!«

★

Brüderlich verschwistert ist das Männlein der geflügelten Kreatur. Kaum ein Bild ohne Vogel. Was Schnäbel und Schwingen hat, stürzt mitunter in wolkengrossen Schwärmen dem Pärchen zu, eine herzgleiche Umkreisung bildend, wie das Männlein sich mit seiner Angebeteten auf einer Italienreise vergnügt. »Reise ins Land der Sehnsucht« heisst das Buch mit den italienischen Reise-Erinnerungen.

Gäbe es Peynet-Fans, müssten sie unbedingt das Stricken lieben. Stricken wird bei ihm zum Zaubern: »Strickleitern, Stern- und Je-t'aime-Gewirke entgleiten den Nadeln, das Männchen wird zum geduldigen Diener der Herrin, der es Wolle aufwinden hilft, wenn dem Fräulein nicht eben ein Mondstrahl als Faden dient.

★

Der Mond ist dem Männchen gutgesinnt (sicher sieht ihn Peynet weiblich: La Lune »die Mondin«, daher unerschöpflich wandelbar). So kann es sich den Vollmond sogar als Autorad bei einer Panne holen. Amoretten, die rundlichen Flügelkinder, sind bei Peynet en vogue. Denn er betrachtet die Welt »mit zärtlichen Augen«, und uns kann das auch nicht schaden.

Peynets Bilder und Figürchen fielen mir zuerst auf zwischen den Vasen und Schalen des Rosenthal-Porzellans. – Ihr Glanz, ihre Zerbrechlichkeit und liebenswerte Spröde ist ganz unvergleichlich zum Porzellan passend. Wie ehedem Meissner-Figuren gibt's nun »Peynets« in diesem kostbaren Material, zart sind Blütlein, Spitzen und Zweige gebildet. – Eine Auferstehung hat der Kentaur erfahren. Aus dem urweltlichen Fabelwesen ist ein »behuftes« Männlein mit der Melone geworden, das behutsam seine Schöne auf sich trägt.

★

Wie ein zartes Netzwerk liegen Peynets Zeichnungen über der Wirklichkeit, enthüllend, verschwiegen und voll Lächeln.

Von Raymond Peynet sind auf deutsch erschienen: »Mit zärtlichen Augen«, Rowohlt-Verlag, Hamburg, 1964; und »Reise ins Land der Sehnsucht. Italienische Erinnerungen«, Werner-Classen-Verlag, Zürich, 1965.

Ein beschwingtes Bouquet

Lieder ohne Worte

421.6

ANGELUS
BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICON
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH

Eine Uhr für Ihren Geschmack
eine Uhr für Ihre Ansprüche
eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht – die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER
seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich,
Telefon (051) 25 88 60

film

Die arroganten Gesten des Herrn Svengali Joe

Von Pierre Lachat

Unter dem bezeichnenden, offenbar vom Autor beglaubigten Titel »Ich, Josef von Sternberg« sind soeben im Friedrich-Verlag die »Erinnerungen des Grandseigneurs, Regisseurs und Weltreisenden« auch in deutscher Uebersetzung erschienen Wenn auch die amerikanische Originalausgabe »Fun in a Chinese Laundry« schon einige Jahre alt ist, verdient dieses aussergewöhnliche Buch, das offenbar deshalb mit grosser Verspätung in deutscher Sprache, der ursprünglichen Muttersprache des Verfassers, erscheint, weil es in den USA kein ausgesprochener Bestseller war, auch heute noch eine eingehende Würdigung, denn es war und ist unserer Meinung nach ebensosehr ein literarisches wie ein filmkulturelles Ereignis.

»Und ich stelle mir Svengali Joe vor: hinter sorgfältig verhängten Fenstern in einem Glashaus sitzend, inmitten eines magischen Kreises, ein lebensgrosses Bild seines Traums über sich, die dunkeln Mächte beschwörend, dass der Traum immer so bleiben und keiner ausser ihm imstande sein möge, ihn zu verändern.« Der Verfasser dieser klangvollen Periode, *George Grosz* (in »Ein kleines Ja und ein grosses Nein«), kannte seinen »Svengali Joe« persönlich, schon als dieser im Berlin der goldenen Jahre am nachgerade sattsam bekannten und allenthalben überbewerteten »Blauen Engel« arbeitete. Svengali tout court war der Name eines damals vielgelobten Choreographen, der es verstand, mittels eigentümlicher hypnotisierender Kräfte die Tänzerinnen auf der Bühne zu willenlosen Werkzeugen seines künstlerischen Willens zu machen. Aehnlich sei Josef Sternberg (die adelnde Partikel hat er zu einem Zeitpunkt seines Lebens usurpiert, da er seinem eigenen Urteil gemäss seine allerersten ewigwährenden Verdienste um die schönen Künste erworben hatte) mit der Tänzerin Marlene Dietrich verfahren, dachte wohl, wer immer ihm den wohlklingenden Spitznamen mit dem ironisierenden amerikanischen Zusatz verlieh.

Jedenfalls ist »Svengali Joe« an Josef Stern, Sternberg oder welches auch sein ursprünglicher Name gewesen sein mag, haften geblieben, und wenn wir Namensänderungen, Spitznamen und Pseudonyme als Mittel auffassen, sich dem Zugriff der Oeffentlichkeit zu entziehen, dürfte Sternberg, wie wir ihn nun der Einfachheit halber nennen wollen, darüber nicht unglücklich gewesen sein. Sternberg, der nie müde wurde, die eigene Person gebührend ins Licht zu rücken, scheint sich handkehrum flüchtig zu entziehen, wenn es nur schon darum geht, ihn korrekt zu benennen. Es scheint bei ihm schon ganz am Anfang jeder Untersuchung eine Schwierigkeit zu bestehen, überhaupt seine Identität festzustellen. So gestaltet sich etwa die Aufstellung einer objektiven Filmographie infolge mehrerer strittiger Urheberschaften zu einem delikaten Unternehmen. Sternberg distanziert sich in seinem Buch brüsk von einigen missglückten Hollywood-Klitterungen, die seinen Namen tragen, und erhebt dafür Anspruch zumindest auf Teilurheberschaft an einigen besser geratenen Werken.

Doch sind diese verhältnismässig irrelevanten Fragen nur der äussere Aspekt eines tieferliegenden Problems der Identität: Sternberg hat offenbar sein Leben damit verbracht, einen überlebensgrossen Popanz seiner selbst für den öffentlichen Gebrauch zurechtzuschustern, hinter dem sein wirkliches Ich, seine innere Persönlichkeit, besser verborgen bleiben konnte. Diesen Monumentalpopanz finden wir auch in seinem Buch wieder, das alles andere ist als etwa die den Franzosen so werten »mémoires intérieures«. Sternberg bläst darin die Bedeutung der eigenen Person so weit auf, dass er sich dabei gedacht haben dürfte, es könne sich eigentlich auch heute noch, vierzehn Jahre nach seinem letzten Film, niemand leisten, sein Buch nicht zu lesen, nicht auf bewundernde oder angewiderte Weise von der Existenz Sternbergs Kenntnis zu nehmen. Um die öffentliche Kenntnisnahme seiner Existenz hat Sternberg ein Leben lang gekämpft, und er setzt diesen Kampf in seinem Buch fort, sich immer wieder direkt an jene wendend, die ihn der Arroganz geziehen haben oder noch zeihen könnten, um sich der eigenen Bescheidenheit zu rühmen. Sternberg hat den Kampf gewonnen: Es ist niemandem wohl zumute, es muss ihn jedermann zur Kenntnis nehmen, ob er einen Film von Sternberg sehe, ob er sein Buch lese oder ob er, wie der Schreibende, den Mann selbst etwa bei einer Pressekonferenz erlebe, wie er durch seine blosse kaltblütige Anwesenheit eine in Kompaniestärke angetretene Schar abgebrühter Journalisten in die Verlegenheit wohlerzogener Backfische versetzte. Zage fragte ein vergleichsweise Kecker nach Sternbergs wie eh und je undurchsichtigem einstigem Verhältnis zu und mit Marlene Dietrich. Die bis anhin fühlbare Betretenheit im Saal steigert sich ins Hörbare – da fällt das erste dezidierte Wort des Abends: Der Pressechef der Veranstaltung bittet, die Fragen möchten im Rahmen des Sachlichen gehalten werden, Herr von Sternberg brauche begreiflicherweise keine Fragen nach seinem Privatleben zu beantworten. Ein Fall von blindem Eifer, denn Sternberg zeigt sich sichtbar ungehalten darüber, dass diese und ähnlich naheliegende Fragen nicht schon gleich zu Beginn gestellt wurden. Seine Antwort fällt allerdings für alle, die sich eine »bildø-würdige Enthüllung versprochen hatten, enttäuschend aus. Auch jene Antwort war nur ein weiterer, dem Popanz zugefügter Baustein; sie sagte mit so viel Subtilität alles und nichts aus, dass der ob so vertrackter Dialektik ganz verschüchterte Interpellant sich hastig von der Antwort befriedigt erklärte.

Kunstvoll hält Sternberg durch sein ganzes Buch hindurch diese anspruchsvolle Höhe des Stils, die darin besteht, von sich selbst zu reden, ohne sich preiszugeben. In diesem Sinne ist das Buch sehr genau eine *Geste*, also keine Tat. Wenn die Tat den Einsatz der ganzen Persönlichkeit erfordert und somit etwas Echtes ist, so ist die Geste nur ein künstlicher Notbehelf in Ermangelung einer Tat, nichts als ein Rauchvorhang, der die andern abwehren und irreführen soll. Sternberg hat einmal gesagt, ausser einem seien alle seine Filme nur »arrogante Gesten«. Sein Buch ist somit nur ein weiteres Glied in einer langen Reihe. Wie die Filme verfolgt auch es den Zweck, zwischen Autor und Publikum Distanz zu schaffen und doch dem Publikum die Illusion einer Kommunikation zu belassen. Als Beispiel kann jener Film dienen, auf den wohl Sternbergs eigene Definition »arrogante Geste« am genauesten zutrifft: »The Devil is a Woman« – mit Marlene Dietrich –, jener Film, aus dem die ganze herablassende Verachtung des Aristokraten für ein Hollywood spricht, das sich Mitte der dreissiger Jahre dem »New Deal«-Stil der Zeit gemäss bemühte, »proletarisch« zu wirken. Nun wäre »The Devil is a Woman« kein Hollywoodprodukt, wenn es nicht »leichtfasslich« wäre, wenn man nicht ohne besondere Vorbildung sein naives Vergnügen daran haben könnte, wenn sich nicht die Kommunikation zwischen Autor und Publikum anscheinend sofort herstellte in diesem Sinne, als sich das Publikum etwa sagen könnte: »Der Mann wollte eine passable Liebesgeschichte mit amüsanten dramatischen Verwicklungen erzählen, mit einer aussergewöhnlich brillanten Photographie, witzigem Dialog und vor einem Hintergrund, an den er offenbar viel Mühe gewendet hat. Das ist ihm ganz leidlich gut gelungen. Man hat sich kaum gelangweilt.«

Bescheidenheit im Titel: Josef von Sternberg *Ringier-Bilderdienst*

Bei näherem Zusehen erst entdeckt man, dass diese glitzernde Oberfläche nur Blendwerk ist, hinter dem sich beunruhigende Perspektiven eröffnen: »Marlene Dietrich, das bin ich selbst«, versicherte Sternberg einmal, teils sicher in spielerischer Anlehnung an Flaubert, der sich mit seinem Geschöpf Emma Bovary identifizierte, zum besseren Teil jedoch sicher im Ernst. Wenn sich nun Sternberg mit *dieser* Marlene Dietrich in *diesem* Film gleichsetzt, mit diesem Teufel in Weibsgestalt also, wie der Titel schon sagt, dann würde das vielgenannte gesunde Volksempfinden ohne Zweifel vermuten, mit diesem Mann stimme etwas nicht. Ein weiterer hintergründiger Aspekt dieser eher durchschnittlichen Liebesstory könnte dieses summarische Urteil nur bekräftigen. Man hat nämlich zu Recht darauf hingewiesen, dass Lionel Atwill, der männliche Hauptdarsteller, eine unübersehbare physische Aehnlichkeit mit Sternberg selbst aufweise. Darauf angesprochen, pflegt sich Sternberg in höchst neutrales Schweigen zu hüllen.

Das sind jedenfalls genügend Indizien, die beweisen, dass Sternberg mehr wollte als bloss einen gefälligen Film fertigen (der übrigens beim Publikum seinerzeit prompt durchfiel). Was jedoch an Persönlichem in Spuren zu finden ist – und es ist mehr als wir aufzählten –, will zusammen keinen rechten Sinn ergeben, es lässt sich schwerlich zu jenem vielen Kritikern so lieben verborgenen psychologischen oder gar psychoanalytischen Schema gliedern. Man hat versucht, der Frage mit Schlagwörtern beizukommen, aber es genügt offensichtlich nicht, zu behaupten, »The Devil is a Woman« sei ein Ausfluss heimlicher Misogynie. Vielmehr entlässt einen der Film mit dem unbestimmten Gefühl, betrogen worden zu sein, als hätte einem der Autor unheilschwangere Andeutungen über Themen gemacht, die dann doch nie offen zur Sprache kamen, ja geradezu als hätte er diese Spuren überhaupt nur hinterlassen, um die Tatsache seiner Flucht umso deutlicher hervorzuheben.

Wenn uns also Sternberg nicht nur in dem erwähnten, sondern in den meisten seiner Filme und in seinem Buch die Tür zu seiner inneren Welt zuschlägt, was kann er uns dann noch bieten? Was kann man denn noch sagen, wenn man die Wahrheit nicht sagen will?

Es kann eben auch ausserhalb der Wahrheit etwas geben, das der Mitteilung wert ist. Es kann sich eine Welt eröffnen, die gewissermassen jenseits von Lüge und Wahrheit liegt. Auch die blosse Geste kann unserer Aufmerksamkeit würdig sein, wenn sie, wie bei Sternberg, jenen hohen Grad der Künstlichkeit erreicht, wo diese in Kunst umschlägt. »Die Realität interessiert mich nicht« ist Sternbergs Ceterum censeo, also bleibt ihm nur noch das eingangs erwähnte »lebensgrosse Bild seines Traums«. Dass die filmischen und literarischen Träume für die Erforschung der Welt eines Autors aufschlussreich sein können, ist nachgerade ein Gemeinplatz. Aber Sternbergs Traum – wie *Grosz* richtig impliziert, handelt es sich unter verschiedenen Formen stets um den selben – kann keine solchen Aufschlüsse geben, er soll es im Sinne des Autors auch nicht können. Sternbergs Traum weist nirgends hin, nie über sich selbst hinaus, er ist ein in sich geschlossenes künstliches Paradies, mehr eine vom Willen und von einem hellwachen kritischen Bewusstsein getragene Wunschtraumvorstellung als einer von jenen gängigen Träumen, wie sie uns unabhängig von unserem Wollen in der Nacht heimsuchen.

Ein künstlicher, ein fabrizierter Traum aber setzt voraus, dass der Künstler über die Mittel zu dessen Verwirklichung verfügt. Es ist nun sein scharfes Bewusstsein des filmischen und des literarischen Mediums, das Sternberg zu einem bedeutenden Cineasten und Schriftsteller macht. »Der ideale Film, wenn es ihn je geben kann, wird ganz und gar synthetisch sein«, schreibt Sternberg an einer Stelle und meint, alle Elemente, alle Arbeitsvorgänge, die zur Herstellung eines Films notwendig sind, müssten der zentralen Kontrollinstanz eines einzigen Bewusstseins unterworfen sein. Diese Forderung geht einiges über die vergleichsweise bescheidene Konzeption des »Filmautors« hinaus und ist in diesem Sinne auch wieder von der Arroganz diktiert, als es wohl heute aus technischen, zeitlichen und finanziellen Gründen keinem angehenden Regisseur mehr möglich ist, sich in derselben gründlichen, ganz auf die unmittelbare Erfahrung abstellenden Art und Weise mit allen Sparten und Aspekten der Filmproduktion vertraut zu machen, wie es Sternberg vergönnt war und wie er es in seinem Buch genüsslich beschreibt. Heute, da in fast allen Ländern Filme nach den Normen industrieller Grossproduktion gefertigt werden und der Nachwuchs an Filmschulen planmässig »herangezogen« wird (die »wilden« Laufbahnen der »Nouveau cinéma«-Leute sind eher Ausnahmefälle und dürften in Zukunft noch seltener werden), ist ein so malerischer »Lehr- und Wanderjahre«-Werdegang unvorstellbar geworden. Es gilt an dieser Stelle übrigens vorsichtig zu sein: Wenn wir schon dieses Buch als einen weiteren Aspekt des einen lebenslangen Sternbergschen Traumes auffassen, liegt es natürlich in diesem wie in anderen konkreten Fällen auf der Hand, dass diese einmalige Karriere, wie sie im Buch dargestellt wird, nicht in sämtlichen Teilen der historischen Wahrheit entsprechen muss.

Wenn wir zwar in Sternbergs besten Filmen (»Underworld« 1927, »The last Command« 1928, »The Scarlet Empress 1934, »The Devil is a Woman« 1935, »The Saga of Anatahan« 1953) die stete penetrante Anwesenheit dieses scharf kontrollierenden Bewusstseins fast körperlich spüren, so war es Sternberg doch zeit seines Lebens versagt, seine Maximalforderung nach absoluter Kontrolle erfüllt zu sehen (mit einer Ausnahme, von der noch die Rede sein wird). Sternbergs Welt war Hollywood, das anerkennt er heute ohne Bitternis, ohne zu verkennen, wieviel er der oft geschmähten Traumfabrik verdankt (»Typisch Hollywood, das sagt man nur, wenn der Film schlecht ist«). Aber gegen dasselbe Hollywood, gegen die Ignoranz, Engstirnigkeit und Anmassung seiner Gewaltigen hat Sternberg auch ein Leben lang gekämpft – um den Preis jener absoluten Kontrolle, ohne Rücksicht auf die Zahl der Feinde, die er sich schuf. Prosaisch gesagt, hatte ihn Hollywood 1952 »fertiggemacht«. Für seine letzte amerikanische Produktion aus jenem Jahr hat er heute nur noch ein bezeichnendes Achselzukken übrig: »,Macao' wurde von einem halben Dutzend Clowns vermurkst, deren Namen nicht im Vorspann stehen.« Da bekam Sternberg ein Angebot aus Japan. Das Projekt sah den Einsatz beschränkter Mittel vor und verhiess infolgedessen Schweiss und Tränen. Es enthielt aber dafür die lockende Versicherung, Sternberg dürfe endlich einmal König sein. Sternberg kehrte also Hollywood sogleich den Rücken und schuf in Japan unter genau den Bedingungen, die das Angebot genannt hatte, »The Saga of Anatahan« (1953), jenen Film, den Sternberg für seinen besten hält. Das Werk, das in noch viel stärkerem Masse als »The Devil is a Woman« jenen zwiespältigen Eindruck hinterlässt, gewisse Themen seien bloss angetönt, aber nicht ausführlich behandelt worden, hatte von allen Filmen Sternbergs den geringsten Erfolg und, von Hollywood mit betretenem Schweigen übergangen, überhaupt keine Resonanz. Es fristet seither, als ausgefallen und »schwierig« verschrien, ein kümmerliches Dasein in den Cinematheken.

Liegt die Vermutung nicht nahe, dass es diese letzte Enttäuschung mit seinem Meisterwerk war, die schliesslich dazu führte, dass Sternberg sich in seinen späten Jahren – er ist heute 73 – in der Literatur versuchte? Hier konnte er, allein angesichts des weissen Blattes, jene absolute Kontrolle über die Ausdrucksmittel doch noch erlangen, die das Filmgewerbe ihm verweigert hatte. Das Buch spricht dafür; mit Umsicht aus sich entsprechenden Einzelelementen komponiert, die auch unabhängig Bestand hätten, ist es eher ein Essay über den Popanz Sternberg als eine Folge chronologisch zusammenhängender Lebenserinnerungen. Es ist, als habe der Verfasser nicht das Nacheinander der Ereignisse im Sinn gehabt, sondern als habe er sie in einer Art synchronem Panorama alle vor seinem geistigen Auge gehabt, wann immer er jedes sorgfältig abgewogene Wort niederschrieb. Der Stil ist trocken und oft einsilbig, und der Verfasser versagt sich alle schönen Gefühle, versucht aber auch, mit den bitteren Gefühlen sparsam umzugehen. Er verschont niemanden, der seiner Meinung nach eine sarkastische Bemerkung verdient hat, wie immer nicht der Feinde achtend, die er sich schafft.

In welcher Art man sich auch mit Sternberg befasst, es gilt immer, zunächst den Widerstand eines gewissen Peinlichkeitskoeffizienten zu überwinden. Misst sich dieser bei Genet in Graden der Perversion, bei Jünger oder Céline in Graden des faschistischen Wahns, bei Bergman in Graden des Schwulsts, so im Falle Sternbergs wie etwa Nietzsches in Graden der Arroganz. Der zu überwindende Widerstand ist bei der Lektüre dieses Buches beträchtlich. Sie kann nur ein Genuss sein, wenn man sich etwas ausserhalb der Realität stellt.

wissenschaft und forschung

Moderne Gesellschaft und menschlicher Geist

Von Dr. Fritz Tanner

Ob und in welcher Weise die heutige Zeit des Menschen Geist beeinflusse, das war die Frage, die wir Nationalrat Dr. Fritz Tanner, dem Verfasser des nachstehenden Beitrags, stellten. Der Autor steht als Psychologe mit eigener Praxis in dauerndem Kontakt mit den Menschen unserer Zeit und ihren Problemen. Seine Ausführungen vermitteln einen Einblick in eine Entwicklung, der wir alle unterworfen sind, deren Auswirkungen die Zukunft entscheidend mitprägen werden.

Vorbemerkung

Ob die Redaktion gut beraten war, um die Beantwortung dieser Frage gerade mich anzugehen, muss ich offen lassen. Eine Zeitschrift der studierenden Jugend wird naturgemäss wissenschaftlich begründete Ansichten und Antworten begehren, wird also in diesem Sinne Fachleuten das Wort geben. Nun bin ich aber kein solcher Fachmann des psychologischen Sach- und Forschungsgebiets. Meine Gedanken bilden im besten Fall den Beitrag eines *Praktikers*, welchem die zwischenmenschlichen Beziehungen in allen ihren Aspekten Beruf und Hobby zugleich bedeuten. Aus ihnen wird somit nicht der einer bestimmten Richtung dogmatisch verpflichtete Schulpsychologe sprechen, auch nicht einer, dem es ein Anliegen wäre, selbst eine prägende geisteswissenschaftliche Schule begründen zu wollen. Vielmehr handelt es sich im Folgenden um *soziologische Betrachtungen*, wie sie sich mir aus der persönlichen Beschäftigung mit unseren Daseinsfragen und aus meinem tausendfachen Umgang mit dem Mitmenschen ergeben. Dabei kann ich es mir aus meinem zur historischen Entwicklungsschau neigenden Denken heraus nicht versagen, zunächst kurz den *status quo* zu beleuchten.

Auf der Suche nach dem neuen Weltbild. (Foto E. Roth)

Die bisherige Prägung

Bis zu welchem anderen Punkt immer wir heute gelangt sein mögen, wo immer wir in der Gegenwart stehen, eines steht fest: Unser abendländisches Herkommen, geistig gemeint, gründet im jüdisch-hellenistischen und nachmals christlichen Raum. Bis in die Renaissance hinein hat die spirituelle Potenz der römisch-katholischen Kirche menschliches Denken und Glauben auf allen Gebieten bestimmt. Sie wurde, was die Intellektuellen betraf, vom Humanismus abgelöst; die Meinung der Masse, ihre psychischen Empfindungen, Aktionen und Reaktionen aber blieben weiterhin vom *kirchlichen Dogma* abhängig. Ein Unterschied zu früher bestand seit dem Beginn der Neuzeit nur insofern, als – durch die Reformation gegeben – nun mindestens zwei theologische Systeme sie unter ihrem Einfluss zu behalten trachteten. Philosophie und Naturwissenschaft, welche sich von diesen institutionalisierten Systemen allmählich zu emanzipieren versuchten, fielen auf Grund der auch weltlichen Macht, welche die Kirchen besassen oder auf die sie doch mindestens erfolgreich einzuwirken vermochten, in deren Ungnade: ihre Vertreter widerriefen, wanderten aus, schrieben zum Teil bloss noch im Verborgenen. Einzelne wurden, wie ihre Schriften, verbrannt. Manche verhielten sich kirchentreu, aus Ueberzeugung oder aus Diplomatie. Noch der Begründer der systematischen Pflanzenforschung verfasste sein Lebenswerk, wie er selber im Vorwort bekennt, zur Ehre Gottes.

Voltaire kam und die Aufklärung. Der Säkularisationsprozess, rund hundert Jahre früher begonnen, begann rascher allgemeinwirksam zu werden. Wir nähern uns bereits den grossen Revolutionen. Die Französische hat Gott in aller Oeffentlichkeit entthront und durch die Tugend ersetzt. Idealismus und Romantik, Realismus, Materialismus und Individuation bis zum Ueber-Ich und schliesslich bis zum Existenzialismus unserer Tage bilden entwicklungsgeschichtlich die weiteren Etappen. Mit ihnen allen hatte der Mensch so oder so sich auseinanderzusetzen und nach Möglichkeit fertig zu werden.

Der Umbruch: Fall der Leitbilder

Ein *Rückblick*, wie wir ihn ganz knapp hier gemacht haben, lässt fraglich erscheinen, ob es richtig sei, von einer einheitlichen Prägung der heutigen Menschen durch seine Umwelt zu sprechen. Auch der Mensch vergangener Epochen war verschiedensten geistigen Strömungen ausgesetzt. Nicht alle sassen im gleichen Boot; in den Wellen, auf welchen die einen ritten, ertranken die andern. Freilich, die Masse schwamm mit dem Strom. Und der geistige Strom floss aus einer metaphysischen Welt her ins immanente Dasein hinein und durch dieses hindurch bis wieder hinaus in die Transzendenz, in welcher er sich verlor, spekulativ von vielen verfolgt, von beinahe allen im Gefühl einer irgendwie faszinierenden Unheimlichkeit ziehen gelassen. Die Spekulanten ihrerseits wussten allerdings genau, wie er nach dem Durchgang des Sterbens sein würde. An seinen Ufern befanden sich rechts, »ewig rein und spiegelglatt und eben«, der Himmel des gleichförmigen Hallelujagesangs und links Hölle und Fegefeuer. Ich stosse in meiner Sprechstunde noch weit mehr, als man denken würde, auf Menschen, welche diese *imago* behielten und nicht davon los wollen.

Wir setzten den Beginn des Umbruchs in die Zeit der Revolutionen. Sie brachten die Technik und den Anfang der Industrialisierung. Die Emanzipation des menschlichen Geistes, seine immer bewusstere Loslösung von überlieferten Leitbildern, sein Mündigwerden bekam festere Form und Gestalt. Zwei Weltkriege haben schliesslich diese Entwicklung entscheidend gefördert. Im Umbruch, in welchem die bislang gültigen Leitbilder von der Wand genommen werden, ohne dass der »Täter« befürchtet, dafür vom Blitzstrahl Gottes getroffen zu werden, sind die Tabus verschwunden. In ihm gibt es heikle Fragen nicht mehr. Es gibt, als Relikte der Vergangenheit gleichsam, da und dort höchstens noch heikle Leute! Mindestens *besprochen* wird in unserer Zeit – und *sie* ist es ja, in welcher der Umbruch stattfindet – alles und jedes. Nicht dass auf alle Fragen auch Lösungen folgten, im Gegenteil: Das Suchen nach ihnen gestaltet sich angesichts der verwirrenden Möglichkeitsfülle immer schwieriger. Doch die Intensität und die nüchterne, anderseits auch leidenschaftliche Ehrlichkeit dieses Forschens machen viele der Suchenden zu imponierenden und faszinierenden Menschen, nicht zuletzt deshalb, weil jedes ehrliche Streben besticht. Freilich sind im Umbruch auch die »Abbrecher« da, die Radikalisten, welche bis auf die *radix*, die Wurzel, gehen wollen, weniger um sie neu zu verwurzeln, als vielmehr, um sie endgültig ausreissen und ausrotten zu können. Nur wissen sich die Politiker der *tabula rasa* nicht Rat, was eigentlich nun *neu zu säen* und zu pflanzen wäre. »Die Welt muss verändert werden; aber wie?« – Das ist der Schlussatz in Dürrenmatts »Wiedertäufer«. Ich habe nicht den Eindruck, dass er als sehr gewichtiger Schlussatz gemeint sei. Denn die meisten modernen Dramatiker schreiben ja nur noch Komödien, weil man, sagen sie, heute anders nicht mehr schreiben könne.

Mutationen

Dass Veränderungen in den letzten, bald zweihundert Jahren stattgefunden haben und noch immer stattfinden, und zwar eben auch im Bereich des einzelnen Menschengeistes und der Einzelseele, bedarf nach dem Ausgeführten kaum noch eines weiteren Wortes. Nur, *wie* sie aussehen, ist die Frage, die von Interesse ist.

Zitieren wir *Schiller:* »Nichts Heiliges ist mehr; es lösen sich alle Bande frommer Scheu . . .«, dann gelangen wir höchstens zur Feststellung, dass es, was übrigens Salomo vor Schiller bereits feststellte, »nichts Neues unter der Sonne« gibt; oder anders gesagt, dass Veränderungen des Denkens, Fühlens und Handelns offenbar zu allen Zeiten ein bekanntes, geläufiges Phänomen darstellten. Diese Mutationen erfolgen heute *rascher und allgemeiner* als damals. Die Gründe dafür sind klar. Das Stichwort »moderne Kommunikationsmöglichkeiten und -mittel« genügt als Hinweis. In unserer Zeit kann jeder mit jeder Existenzialfrage in Berührung gelangen, Natur- und Geisteswissenschaften geben ihm Auskunft. Und wenn er das meiste auch nicht wirklich versteht, weil es dafür des Verständnisses eines Spezialisten bedarf, so hat er sich doch daran gewöhnt, diesen Spezialisten befragen zu können, gewöhnt aber auch an die Freiheit, nach eigenem Vermögen, Gutdünken und Richtigbefinden sich sein Weltbild zu machen. Er ist auf der Suche nach einem neuen *humanum* und vermutlich auf gutem Wege dazu. Er wird, meine ich, wenn er dieses Ziel einmal erreicht, dabei nicht bleiben, sondern wird weiter vorstossen nicht bloss in den makro- und mikrokosmischen Raum allein, sondern vielleicht sogar wieder bis zu einem *divinum*, aus dem Ahnen, Erspüren und Empfinden heraus, dass es wohl eines geben muss, und dass es zur Erlangung eines geistigen Standpunkts und einer psychischen Integration ungut wäre, auf die Suche nach ihm einfach verzichten zu wollen. – Die Mutationen seit der inneren Säkularisation lassen zwar selbst diese Möglichkeit des radikalen Atheismus und Nihilismus zu. Doch die Mehrzahl der Menschen im Umbruch wird sie nicht wählen. Dabei wird nicht Feigheit dafür der Grund sein, sondern die bei den meisten gebliebene Scheu vor dem Heiligen, welches vom *faszinosum* und vom *tremendum* gebildet ist. Da seine beiden Komponenten das Wesen auch des modernen Menschen bestimmen, werden die Leugner in der Minderzahl bleiben und also kaum als die Bestimmer und Exponenten einer modernen Gesellschaftsordnung im Abendland anzusprechen sein. So aber, glaube ich, wird diese Gesellschaft zwar weitere soziologische Umstrukturierungen erfahren, doch das wird nicht heissen, dass »modern« alle alten geistigen und psychologischen Leitbilder aufheben würde. Die menschlichen Urtriebe, Sehnsüchte und Wünsche, wie die *Liebe* zum Beispiel, die *Sicherheit* und *Geborgenheit*, das Verlangen nach Wärme und Glück, das Bedürfnis nach individueller Freiheit des Denkens, Glaubens und Handelns, kurz, die Grundrechte der Menschheit, ein möglichst von Angst und Furcht befreites und noch immer in eine transzendental empfundene Welt eingebettetes Leben, das alles wird allen Veränderungen zum Trotz bleiben. Was seit der geistigen Säkularisation neu ist und was als solches erst in unseren Tagen der grossen Mehrzahl der Menschen bewusst wird, ist die Möglichkeit des *Einzelnen*, gewiss in der Kommunikation mit andern, aber primär doch von sich aus zu allem Stellung zu nehmen. Und da seit der Frauenemanzipation, also seit rund hundert Jahren, dies auch die weibliche Hälfte der Menschheit tun kann, ist gerade hier die Umbruchszeit besonders instruktiv, wenn es auch noch verfrüht wäre, bündig voraussagen zu wollen, in welcher Richtung sich die Mann-Frau-Beziehungen im privaten und im öffentlichen Bereich entwickeln werden. Dass alles im Fluss sei, ist nicht eine Erkenntnis erst unserer Tage. Wir sind ihr zum ersten Mal als Gymnasiasten begegnet, damals, als wir die Bekanntschaft der ältesten Griechenkultur machten. So etwas wird uns in der Beurteilung geistiger Mutationen des heutigen Menschen ein wenig zurückhaltend sein lassen. Mich macht die vorsokratische Philosophenfeststellung auch in bezug auf uns selbst optimistisch. Solange etwas im Fluss ist, ist es noch nicht erstarrt. So lange ist Werden möglich.

Wählen Sie aus tausend Möglichkeiten Ihre Stereo-Anlage nach Mass

Sie wählen aus einer umfassenden Auswahl: Wir führen nicht nur die preisgünstigen Serienapparate, sondern die ganze Skala bis zum exklusivsten Luxusmodell. Unsere Spezialität sind die neuen kleindimensionierten, hochwertigen Geräte. Prüfen und vergleichen Sie in unserem Hi-Fi-Studio, bis Sie Ihre Idealkombination gefunden haben. Selbstverständlich beraten wir Sie dabei gerne. Für den Einbau in spezielle Möbelstücke verfügen wir über eine hauseigene Schreinerwerkstätte.

Jecklin

Pianohaus + Disco-Center Zürich 1
Rämistrasse 30 + 42, Tel. 051 47 35 20

61

ARISTO

STUDIO

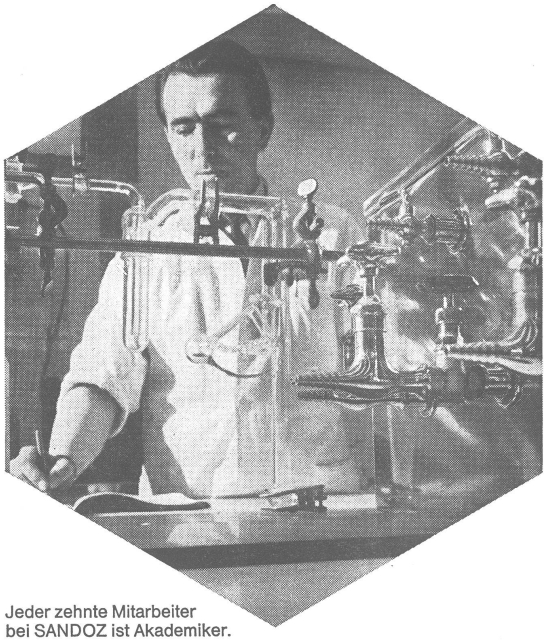
Der Rechenstab für Ihr Studium

Klares, übersichtliches Teilungsbild
Große, deutliche Skalenbezifferung
Versetzte Skalen CF/DF/CIF
Kehrwertskalen CI/CIF
6 Exponentialskalen
Dauerjustierung der Skalen
Gleichbleibender Zungengang
Unzerbrechliches ARISTOLEN-Etui

Rutschfeste Gummiauflagen auf beiden Seiten

DENNERT & PAPE · ARISTO-WERKE · HAMBURG

SANDOZ



Jeder zehnte Mitarbeiter
bei SANDOZ ist Akademiker.
Das sind allein in Basel
550 Absolventen aller Fakultäten.
Denn SANDOZ Basel
ist nicht nur das Stammhaus
von über 40 Tochtergesellschaften,
sondern auch Verwaltungs-,
Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum
des weltweiten SANDOZ-Konzerns.

SANDOZ

Ohne intensive und grosszügig
dotierte Forschung
ist kein Fortschritt möglich.
Und Forschung braucht Nachwuchs.
Industrielle Chemie
ist angewandte Wissenschaft.
SANDOZ AG Basel

Zeitlose Werke zu Zentralstellen-Preisen!

Beethoven	Missa Solemnis (Karajan)	DGG	2 Pl.	29.50
Bach	Die Brandenburgischen Konzerte (Karajan)		2 Pl.	29.50
Bach	Weihnachtsoratorium	Archiv	3 Pl.	41.—
Haydn	Die Jahreszeiten (Karl Böhm)	DGG	3 Pl.	43.—
Verdi	Aida (Nilsson, Corelli, Bumbry, Sereni)	HMV	3 Pl.	45.—
Mozart	Don Giovanni (Prager Aufnahme)	DGG	4 Pl.	59.—
Tschaikowski	Karajan – Kassette	DGG	7 Pl.	115.—
Bruckner	Neun Symphonien (Karajan)	DGG	11 Pl.	138.—

Zentralstelle der Studentenschaft
Künstlergasse 15, 8001 Zürich

Köstlich bis zum letzten Tropfen

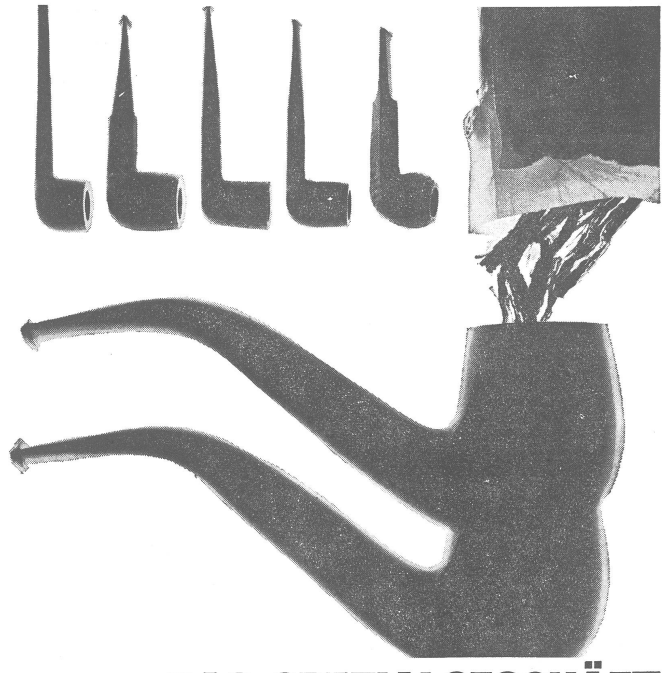
...natürlich – rassiges, schäumendes

Zürcher Bier

Für Nachschub sorgen

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG, ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG, ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

FÜR DEN VERWÖHNTEN RAUCHER DAS REICHE UND AUSGESUCHTE SORTIMENT



DAS SPEZIALGESCHÄFT FÜR RAUCHWAREN ALLER ART

ST. ANNAGASSE, ZÜRICH 1 ST. ANNAHOF

Fortsetzung von Seite 1: Der Fall USA

machen. Damit hat es das kommunistische Problem in seinem Charakter verändert... Schliesslich, im Fernen Osten, scheint die Regierung (Johnson) entschlossen, den Kommunismus zu betrachten, wie er einmal in der vorigen Generation ausgesehen hat... Die Vorgabe, dass wir in Asien kämpfen, um der chinesischen Aggression Einhalt zu gebieten – dass wir also heute in Vietnam kämpfen müssen, andernfalls wir morgen in Hawaii kämpfen –, ist kein Ergebnis zeitgemässer Anschaulichkeit, sondern mechanisch-historischer Analogie. Es stellt den Triumph der Stereotypen über die Realität dar. Denn die Beweise sind sehr überzeugend, dass wir in Vietnam nicht ein schicksalhaftes Kräftemessen mit China haben, sondern einen schmutzigen lokalen Krieg (a nasty local war), hochgetrieben von Kommunisten aus Vietnam, die dort an die Macht kommen wollen. Sie wollen die Macht für sich selbst und nicht für Peking. Sie würden, wenn sie Erfolg hätten, vielleicht nicht mehr von Peking abhängig sein, als es Nordkorea heute ist.«

Der Präsident der USA 1967: »The contest in Vietnam is part of a wider pattern of aggressive purposes.«

Die Zwangsvorstellung, eine Polizeimacht der Welt zu sein, hat ihren Niederschlag in Lateinamerika gefunden; zugleich, wie Fulbright überzeugend nachweist, ihre moralische Niederlage. Zu der lateinamerikanischen Doktrin gesellt sich seit der Präsidentschaft L. B. Johnsons die Asien-Doktrin. Während jedoch die Politik gegenüber den lateinamerikanischen Staaten auf ganz bestimmte Grundzüge fixiert wurde, die aus der Monroe-Doktrin hergeleitet wurden, ist die Asien-Doktrin etwas ganz anderes, nicht aber die Haltung, die hinter beiden Doktrinen sichtbar wurde.

Die Asien-Doktrin Johnsons

»Die jetzt hervortretende ‚Asien-Doktrin' stellt, da sie einseitig und in ihren Zielen faktisch unbegrenzt ist, eine radikale Wende der amerikanischen Aussenpolitik dar. Ohne Anrufung der Vereinten Nationen und mit nur flüchtiger Unterrichtung der nichtfunktionierenden Südostasiatischen Vertragsorganisation (SEATO) haben es die Vereinigten Staaten auf eigene Faust unternommen, für ihre Protégés den Sieg im vietnamesischen Bürgerkrieg zu erkämpfen und danach eine ‚Grosse Gesellschaft' in Asien aufzubauen, was immer das am Ende bedeuten sollte.« Dass eine Asien-Doktrin vom Präsidenten schon lange geplant war, bezeugen seine Aeusserungen schon, als er noch Vizepräsident unter J. F. Kennedy war.

Vizepräsident Johnson nach einem Besuch in Saigon 1961 an Präsident Kennedy: »The basic decision in Southeast Asia is here. We must decide whether to help these countries to the best of our ability or throw in the towel and pull back our defences to San Francisco . . . I recommend that we move forward promptly with a major effort to help these countries defend themselves.« Er dachte aber noch nicht an die Entsendung amerikanischer Kampftruppen. Das kam erst in die Diskussion, als General Maxwell Taylor und Walt W. Rostow, ein Berater Kennedys, im Oktober 1961 Saigon besuchten. Sie empfahlen dem Präsidenten, die Infiltration aus dem Norden durch amerikanische Truppen zu stoppen.

Arthur M. Schlesinger zitiert daraufhin Kennedy in einem privaten Gespräch: »They want a force of American troops. They say it's necessary in order to restore confidence and maintain morale. But it will be just like Berlin. The troops will march in; the bands will play; the crowds will cheer; and in four days everyone will have forgotten. Then we will be told we have to send in more troops. It's like taking a drink. The effect wears off, and you have to take another.«

Bedenklich ist bloss, dass dennoch selbst ein so radikaler Taktiker wie Präsident Kennedy zum »drink« griff – weil er musste? Gibt es Mechanismen der Macht, auf die er, obwohl er sie durchschaute, wie in der Vietnamfrage auch seine Reden im Senat bezeugen, dennoch sich einlassen musste?

1960: 800 amerikanische Militärberater
1961: 1364 »military personnel«
1962: 9865
1963 (Tod des Präsidenten): 15 500 »combat troops«
1966: 400 000 + Allied Forces
1967: 600 000
1968: ?

Es hat den Anschein, als ob die endgültige Formulierung der Asien-Doktrin vom eskalierten Engagement abhängt, und nicht umgekehrt!

Die Arroganz der Macht

Sucht man nachträglich rationale Gründe für das, was William Fulbright die Arroganz der Macht nennt? Je grösser der Krieg wird, desto grossartiger werden die Dinge, die man in ihm »verteidigt«. Und der Ruf nach weiterer Eskalation wird jetzt, vor der Wahl, noch lauter.

General Eisenhower am 29. Nov. vor dem Fernsehen: »Personally I would see (General Westmoreland) have another 100 000 troops, to just clean this thing up more quickly, . . . and I would like to give him everything that he thinks he needs . . .«

Für die, die mit der zynischen Sprache der heutigen Politik weniger vertraut sind, sei gesagt, dass mit »the thing« ein grauenhafter Krieg in Asien gemeint ist, den kein Mensch begründen kann, und mit »everything« das, was schon einmal das letzte Argument der amerikanischen Militärs war: die Bombe.

Können wir uns unkontrollierbare Ereignisse heute noch leisten? Die Arroganz der Mächtigen rückt den Zeitpunkt gefährlich nahe, wo stereotype Mechanismen den Krieg zum totalen eskalieren; dass die Eskalation der Stereotypen im politischen Denken heute stattfindet, ist deutlich.

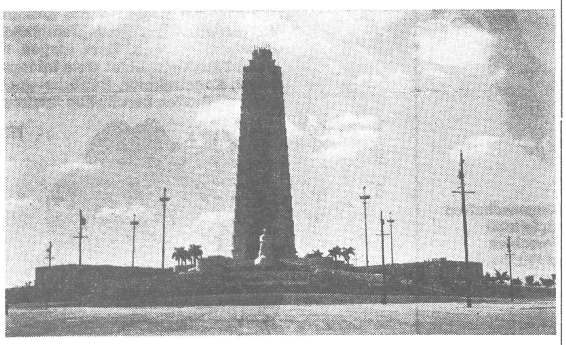
»Allmählich, aber unmissverständlich zeigen die USA Anzeichen jener Arroganz der Macht, die in der Vergangenheit grosse Nationen befallen, geschwächt und in einigen Fällen zerstört hat. Wenn wir uns so verhalten, leben wir nicht nach unseren Möglichkeiten und unseren Versprechungen als ein zivilisiertes Beispiel für die Welt. In dem Masse, wie wir zurückbleiben, ist es die Pflicht des Patrioten, eine andere Meinung zu äussern.« Senator J. William Fulbright.

J. W. Fulbright: Die Arroganz der Macht. rororo – aktuell 987–988

Fortsetzung von Seite 7: Kuba 67

Zucker und Landreform

Ein Bericht über Kuba wäre mangelhaft, ohne den Zucker zu erwähnen. Die Zuckerproduktion ist das Rückgrat der kubanischen Wirtschaft, seit die Amerikaner entdeckten, dass die Monokultur ihnen die besten wirtschaftlichen und politischen Vorteile bringt. Vor der Revolution gehörte keine einzige Zukkermühle einem Kubaner, und die Felder waren zum überwiegenden Teil in den Händen amerikanischer Grossgrundbesitzer. Die revolutionäre Regierung hat diese Besitze nationalisiert und den Amerikanern eine Entschädigung angeboten: Fidel Castro beschrieb



Havanna, Platz der Revolution, wo Fidel vor Hunderttausenden seine berühmten und stundenlangen Reden hält. Im Vordergrund die Plastik des kubanischen Nationalhelden José Marti.

am 26. September 1960 die Situation vor der UN-Generalversammlung in New York wie folgt: »Die Agrarreform ist eine Sache, die von den Wirtschaftsausschüssen der Vereinten Nationen gutgeheissen wird, eine Sache, über die keinerlei Meinungsverschiedenheiten herrschen. In unserem Land war sie unerlässlich: mehr als 200 000 Bauernfamilien sind verhungert, weil sie kein Stück Erde besassen, auf dem sie die lebensnotwendigen Nahrungsmittel hätten ernten können. Ohne Agrarreform hätte unser Land nicht den ersten Schritt zur ökonomischen Entwickung tun können. (. . .) Ich sage den Vertretern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens in aller Offenheit: Wenn euer Land beschliessen wird, eine gerechte Agrarreform durchzuführen, so könnt ihr euch darauf gefasst machen, in eine ähnliche Lage zu geraten wie wir, besonders wenn die wichtigsten und besten Ländereien den US-Monopolgesellschaften gehören, wie es in Kuba der Fall war. (. . .) Sofort stellte sich das Problem der Entschädigung. Wir erhielten Noten vom State Department der Vereinigten Staaten. Niemals sprach das State Department von unseren Problemen. Niemals, nicht einmal aus Mitleid oder auf Grund seines hohen Masses an Verantwortung hat uns das State Department danach gefragt, wie viele Probleme in unserem Lande verhungerten, wie hoch die Sterblichkeitsziffer und die Zahl der Arbeitslosen war. Nein, niemals hat es ein Gefühl der Solidarität hinsichtlich unserer Bedürfnisse bewiesen. Alle Gespräche der Vertreter der USA drehten sich um die Telephongesellschaft, die Elektrizitätsgesellschaft und um das Problem der Ländereien. Wie würden wir zahlen? Natürlich musste man sich als erstes fragen: Womit würden wir zahlen? Nicht wie, sondern womit. Können Sie sich vorstellen, dass ein armes, unterentwickeltes Land, das 600 000 Arbeitslose hatte, einen sehr hohen Prozentsatz an Analphabeten und Kranken, dessen Reserven erschöpft waren, das der Wirtschaft eines mächtigen Landes innerhalb von 10 Jahren fast eine Milliarde Dollar zugeführt hatte, dass dieses Land noch etwas besass, womit es die Ländereien, die im Rahmen des Agrargesetzes verteilt worden waren, hätte bezahlen können, um die USA für ihre verletzten Interessen zu entschädigen? Zumal unter den vom State Department geforderten Bedingungen? Es forderte nämlich drei Dinge: Sofortige Zahlung, wirksame Zahlung, angemessene Zahlung. Haben Sie diese Wörter gehört? Eine sofortige wirksame und angemessene Zahlung. Das bedeutet: Zahlt sofort und in Dollars und das, was wir für unsere Besitzungen verlangen. Wir waren noch keine hundertfünfzigprozentigen Kommunisten. Wir waren erst rosa. Wir konfiszierten nicht einfach Ländereien. Wir schlugen vor, sie innerhalb von 20 Jahren zu bezahlen und in der uns einzig möglichen Form, nämlich mit Schuldscheinen, rückzahlbar innert 20 Jahren, mit einem Zins von 4,5% und jährlicher Tilgung.« – Das wollte die amerikanische Regierung indes nicht, denn zu jenem Zeitpunkt ging es ihr gar nicht mehr um die Entschädigungen, sondern darum, die kubanische Revolution zu ruinieren. So setzte sie die Zuckerkontingentierung um eine Million Tonnen herunter, und als das nicht genügte, wurde ein totaler Boykott verhängt.

Folgende Verteilung wurde nach dem »Ley de Reforma Agraria, 17 de mayo de 1959« vorgenommen:

	Anzahl Parzellen	Hektaren
Grösse bis 67 ha	154 703	2 348 150
Von 67 bis 134 ha	6 062	607 532
Von 134 bis 268 ha	3 105	610 320
Von 268 bis 402 ha	1 456	507 551

Grundsätzlich bekam jeder Bauer gratis eine Anbaufläche von 26,8 ha (die Richtgrösse für Schweizer Bauern wird mit 15 ha pro Familie empfohlen) und hat die Möglichkeit, weitere 40,2 ha zu kaufen, bis zu einem maximalen Privatbesitz von 67 ha. Die grösseren Flächen bis zu maximal 402 ha werden kooperativ bewirtschaftet. Während vor der Revolution der Mensch die billigste Arbeitskraft war, hat Kuba nun selber Maschinen für die Zuckerernte entworfen und konstruiert, mit deren Hilfe die Ernte bedeutend rationalisiert werden konnte.

Kubanische Antwort

Zum Abschluss möchte ich noch kurz auf den Vorwurf der sogenannten freien Welt eingehen, Kuba wäre nicht demokratisch regiert. Ich habe bis jetzt noch keinen Kritiker Kubas gehört, der behauptete, im Falle von freien Wahlen würde Fidel Castro nicht gewählt. Seine Popularität ist unbestreitbar. Es regiert also de facto derjenige, der vom Volk zweifellos gewählt würde. Dabei dürfen wir auch nicht vergessen, dass Demokratie in einem Entwicklungsland keine Voraussetzung ist, sondern ein Ergebnis. Wenn das kubanische Volk lesen und schreiben lernte dank der Bemühung der Regierung, so ist das der erste und unumgängliche Schritt zur politischen Reife und damit zur Demokratie. In der Provinz Las Villas, unweit der legendären Schweinebucht, hatte ich ein Gespräch mit einem Zuckerarbeiter auf dem Felde. Ich fragte ihn, ob er sich denn nicht vor dem Kommunismus Fidel Castros fürchte. Er antwortete: »Sehen Sie diese Hütte dort?« Er wies auf eine halb verfallene Ruine aus Lehm, Blech und Rohr. »Dort lebte ich früher. Heute wohne ich in diesem Steinhaus. Wenn Sie meine Kinder sehen wollen, sie sind in der Schule, nicht weit von hier. Mit 45 Jahren habe ich noch lesen gelernt. Das Land, das ich bebaue, gehört mir. Was ich ernte, gehört mir. Damit kann meine Familie essen und leben, wir sind sogar schon mehrmals nach Havanna in die Ferien gefahren. Ich bin heute ein freier Mann. Sagen Sie, wovor soll ich mich fürchten?«

Vor und nach dem Kolleg
eine Erfrischung im
Café Studio
Zürich, beim Pfauen
Und für verwöhnte Ansprüche
Hotel Florida
Bar, Restaurant
Sitzungszimmer
Seefeldstrasse 63

GALERIE

Thomas Held

Er heisst Thomas und ist ein Held (das hat man ihm schon auf seinem Geburtsschein notiert). Aber Helden haben es heute schwer: sie sind umstritten. Vielleicht weil sie Dinge tun, die nicht jedermann tun würde. Wer zum Beispiel kann schon von sich behaupten, die gesammelte Schweizer Presse, vom Blick über das Lokalblatt bis zur NZZ, zu fetten Schlagzeilen inspiriert zu haben? Thomas kann das. Denn Thomas war nicht bloss dabei, als in einer lauen Sommernacht ein paar tausend aufgebrachte Zürcher den Aufstand gegen die Polizei probten: Thomas war dahinter! Es verlief damals zwar nicht alles wunschgemäss, aber seither hat er mit dem Megaphon fleissig geübt, die Fortschritte waren an der vor einigen Wochen abgehaltenen Vietnamkundgebung nicht zu übersehen, und – wer weiss – vielleicht ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis Helvetiens Völkerscharen in seiner Hand zu einer beliebig lenkbaren Masse geworden sind . . .

Man merkt, der hier Beschriebene ist kein Harmloser. Er verkehrt in Kreisen, wo gewisse Tageszeitungen den Herd für »extremistische Umtriebe an der Universität« vermuten. Er hat dort sogar einen Vertrauensposten: Thomas ist »Chef der Redaktionskommission der Fortschrittlichen Studentenschaft«. FSZ-Mitglied ist er indessen erst seit seinem Rücktritt als Präsident des Grossen Studentenrates. Seine Amtszeit hat genau ein Jahr lang gedauert. Es war eine turbulente Zeit, und manch einen alten Hasen des studentischen Parlamentsbetriebes, der sich bislang beschaulich der Bequemlichkeiten seines Sitzes erfreut haben mochte, hat wohl ob der schwindelerregenden Aktivität des neuen GStR-Präsidenten das kalte Grausen erfasst. Aber was der Weise schon lange weiss, musste Thomas erfahren: man rüttelt nicht ungestraft an den ehrwürdigen Einrichtungen und althergebrachten Gepflogenheiten unserer Institutionen. Thomas bekam Schwierigkeiten, und so ging er eben. Unter Protest gegen ein (angeblich) »feudales System« und weil – wie es in seinem Rücktrittsschreiben heisst – »die gegenwärtigen Machtverhältnisse keine Aenderung des Status quo erwarten lassen«.

Also: unser Held, wenn er sich mit Politik beschäftigt, erregt Anstoss. Warum? Weil es ihm nicht genügt, sein Missbehagen über bestimmte Unzulänglichkeiten des Studierbetriebes beim Kaffeeklatsch in der Unibar abzureagieren, weil er es nutzlos findet, über die amerikanische Vietnampolitik im stillen Stübchen den Kopf zu schütteln. Er, der Soziologiestudent im fünften Semester, ist für »efficiency« auch in diesen Dingen. Er glaubt an das aktive Engagement (und lebt es vor), er fordert konkrete Taten und gezielte Agitation, wo Ueberholtes und Faules verändert werden soll. Wo Thomas sich einsetzt, tut er es mit heiligem Eifer und mit dem roten Büchlein (des Mao Tsetung) in der Tasche. Dass Aktionen immer auch Reaktionen hervorrufen, erträgt unser heldischer Aktivist zwar nicht immer gelassen, aber doch mit Tapferkeit. Auch Märtyrer müssen ihren Beruf erlernen.

Allein, ein Mini-Dutschke zu sein, reicht noch lange nicht aus, um in die exklusive Galerie des ZS aufgenommen zu werden. Hervorragende Persönlichkeiten (die Galerie zeigt nur solche) haben stets auch kulturelle Verdienste. Thomas hat sie. Schon im zarten Mittelschulalter bereicherte er Zürichs Theaterleben mit einer Inszenierung von Max Frischs »Chinesischer Mauer«. Es war, wie (fast) alles, was er an die Hand nimmt, ein grosser Erfolg. In unvergesslicher Erinnerung (vor allem für die Beteiligten) wird auch seine Studententheater-Inszenierung des »Drachens«, einer russischen Märchenallegorie, bleiben. Frau Brock-Sulzer sprach damals immerhin vom »guten Willen« der jungen Leute . . . In jenem Sommer des »Drachens« – dies zur Illustration seiner Herzensgüte – war es übrigens, da Thomas bei diversen Studentinnen seinen geradezu legendären Ruhm als subtiler Führer zu nächtlichen Waldseen begründete.

Tempi passati! Heute, im Einklang mit seinen weltanschaulichen Affinitäten, haben selbst seine amourösen Neigungen einen Linksdrall bekommen. Thomas hat sich für Sozialistinnen begeistert. Und zwar derart heftig, dass es ihm nichts ausmacht, sich völlig überstürzt in seinen orangen VW (den es strassenverkehrsamtlich gar nicht mehr geben dürfte) zu setzen und in 16-stündiger ununterbrochener Fahrt nach Prag zu rasen. Grund: ein Rendez-vous vor der Treppe zum tschechischen Nationaltheater. Die betörende Sozialistin hat er nur knapp verpasst.

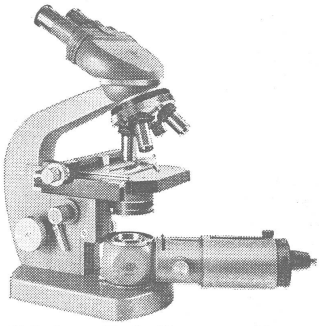
Thomas, der Vielseitige, darf übrigens mit einiger Berechtigung als der erste Pop-Künstler von Zürich und Umgebung bezeichnet werden. Zu einer Zeit, als die Avantgarde noch tief im Abstrakten steckenblieb, hatte er bereits die künstlerische Aussagekraft des konkreten Spiegeleis entdeckt: Selbiges hob er behutsam aus der Bratpfanne und nagelte es fein säuberlich auf eine Holzplatte. Mit diesem verblüffenden Spiegelei-Effekt gewann Thomas denn auch prompt den ersten Preis in einem Mittelschulwettbewerb.

Was er sonst noch so treibt: seine Karriere finanziert er sich mit Deutschstunden an der Juventus und am kantonalen Realgymnasium. Ferner schreibt er: Briefe an Peter Weiss und gelegentliche Artikel im Zürcher Studenten. Er war Chefredaktor des »blackout«, der Zeitung des Studententheaters. Und immer wieder Theater: momentan als Regieassistent am Schauspielhaus.

Ob damit alle Funktionen, Posten, Pläne, Ziele und Aktionen unseres Helden aufgezählt sind, muss bezweifelt werden. Wahrscheinlich weiss er darüber selber nicht immer so genau Bescheid. Denn manchmal wächst ihm das, was er mit seinem phänomenalen Aktionsdrang alles anrichtet, ganz einfach über den Kopf hinaus. In solchen Zeiten läuft Freund Thomas gehetzten Blickes in der Welt herum und vermutet hinter allem und jedem einen Anschlag auf seine ach so gefährliche Nonkonformistenexistenz. Aber Thomas wäre eben kein Held, wenn er nicht immer wieder mit solchen Schwierigkeiten fertig geworden wäre.

Reinhard Meier

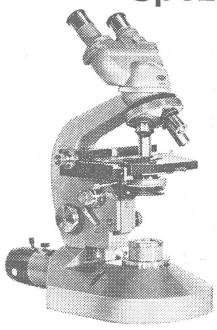
Olympus -Mikroskope seit 1919!



Olympus -MIKROSKOP, Mod. EC-BI
binokular mit koaxial verstellbarem Kreuztisch CS, Binokulartubus 1:1, Kondensor N. A. 1.25 auf Zahntrieb, 4 Objektiven, Achromaten 4x, 10x, 40x und 100x (Oelimmersion), Okular-Paar, plan 10x, mit Plastik-Haube, Holzschrank, Augenmuscheln und **Hochleistungs-Niedervolt-Lampe 6V/30W,** inklusive 3 Birnen, Filter, 1 Flacon Oelimmersion und stufenlos regulierbarem Transformator 220V.

Nach Abzug des Studentenrabattes, netto
nur Fr. 1649.-

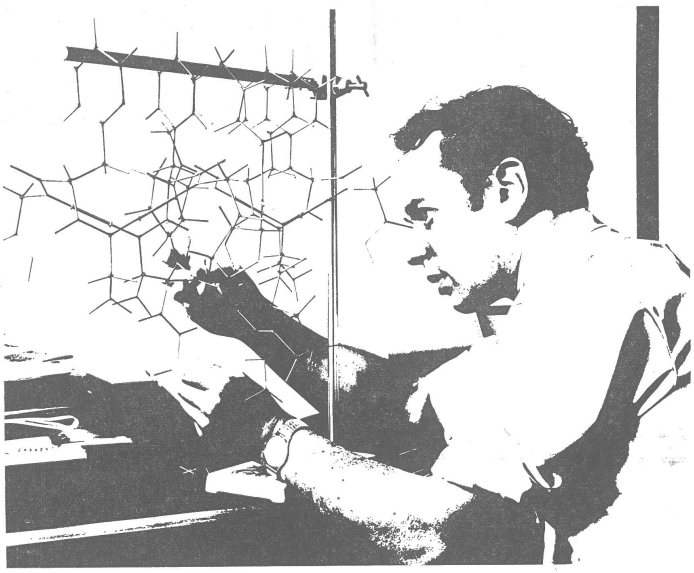
Spezialofferte an Studenten



Olympus
-Forschungs-Mikroskop Mod. EHC-BI,
binokular, Stativ EH mit 5er Revolver, mit koaxial verstellbarem Kreuztisch CS, Binokular-Tubus 1:1, Kondensor zentrierbar N.A. 1.25 auf Zahntrieb, 4 Objektiven, Achromaten 4x, 10x, 40x und 100x (Oelimmersion), Okular-Paar Weitwinkel WF 10x (Grossfeld), mit Plastikhaube, Holzschrank, Augenmuscheln, im Sockel eingebaute **Hochleistungs-Niedervolt-Lampe 6V/30 W,** inklusive 3 Spezialbirnen, Filter, 1 Flacon Oelimmersion und stufenlos regulierbarem Transformator 220V.
Nach Abzug des Studentenrabattes, netto
nur Fr. 1800.-

5 Jahre Fabrikgarantie **Sofort ab Lager lieferbar** **Erhältlich bei der Zentralstelle der Studentenschaft.**

Demonstration und nähere Auskunft durch die Generalvertretung:
WEIDMANN+SOHN Abteilung Präzisions-Instrumente, Gustav-Maurerstrasse 9 8702 Zollikon Telephon 051 65 48 00 (6 Linien)
(Nichtmotorisierte Studenten können, nach Vereinbarung, in Gruppen oder einzeln an der Universität abgeholt werden)

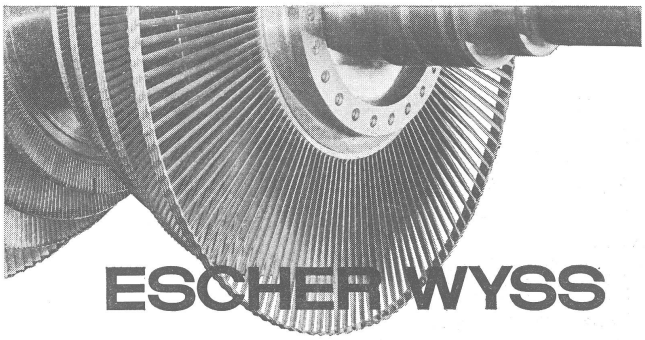


Der Urquell aller technischen Errungenschaften ist die göttliche Neugier und der Spieltrieb des bastelnden und grübelnden Forschers und nicht minder die konstruktive Phantasie des technischen Erfinders.

Albert Einstein

C I B A

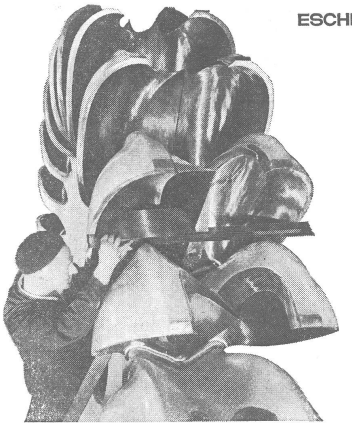
Heilmittel
Farbstoffe
Technische Applikationsprodukte
Kunststoffe
agrochemische Produkte
photochemische Materialien
Farbfernsehen in Grossprojektion
hochreine Metalle



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



MIZ

Bewährte Vorbereitung für
Vordiplom und Propädeutikum
MIZ Abt. III: Spezialkurse

Für Studierende der ETH	**Für Mediziner**
Mathematik	Chemie
Angewandte	Physik
Mathematik	Anatomie
Vektor-Rechnung inkl.	des speziellen
Lineare Algebra und	Bewegungsapparates
Analytische Geometrie	Histopathologie
Darstellende Geometrie	

Semesterbeginn jeweils Januar und Juni
Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft

Morphologisches Institut Zürich

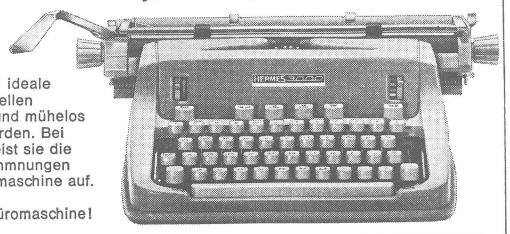
Direktion:
Hermann Holliger
Josefstr. 92, 8005 Zürich
Tel (051) 44 83 35

Nähe Hauptbahnhof und Limmatplatz
Eigener Hörsaal
Parkplätze

Neu

Jetzt mit Wagenbreite 33 cm für Format A4 quer

HERMES 3000



Eine neue Maschine:
Hermes 3000-B ist für Diplomarbeiten die ideale Schreibmaschine. Tabellen können übersichtlich und mühelos niedergeschrieben werden. Bei geringem Ausmass weist sie die wichtigsten Vervollkommnungen einer grossen Schreibmaschine auf.
Hermes 3000-B –
eine richtige kleine Büromaschine!

A. Baggenstos & Co. Büromaschinen
Waisenhausstr. 2 und Uraniastr. 7,
8001 Zürich

Baggenstos

FREIHOFER
Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6

Tel. 47 34 32

FREIHOFER
Buchhandlung
für
Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1

Tel. 47 92 22

Skischuhe
Raichle, Henke, Heierling usw.
Riesen-Auswahl in Schnürschuhen ab Fr. 57.–
und Schnallenschuhen ab Fr. 99.–
Günstige Restpaare
Alte Schuhe werden an Zahlung genommen!
Zollstr. 42 b. Hauptbahnhof Tel. 051 44 95 14
Stadi-Sport 8005 Zürich

U
SBG
S

Fluntern

Die Bank für Professoren, Assistenten, Studenten berät Sie in Ihren finanziellen Problemen, wie

Kredit

für Praxiseröffnung, Zahlungsverkehr mit In- und Ausland, Kapitalanlage.

*

Lassen Sie sich von uns beraten. Unser Verwalter H. P. Keller steht zu Ihrer Verfügung.

Telefon 47 57 47, bei der alten Kirche Fluntern, Tram 6 und 5, zu Fuss 5 Minuten ob Kantonsspital.

Als Student schrieben einige Redaktoren des Tages-Anzeigers für den ‹Zürcher Student›. Sie könnten es heute noch tun.

1965 war Herr T. Lienhard Redaktor am «Zürcher Student». Heute ist er Mitglied der Inland-Redaktion beim Tages-Anzeiger und zeichnet verantwortlich für die Fernausgabe.

Denn viel älter sind sie ja nicht geworden. Ihre Ansichten auch nicht. Und auch die Liebe zum Journalismus, die sie damals zum Schreiben verlockte, haben sie heute noch.

Man sieht es dem Tages-Anzeiger auch an.

Sie glauben uns nicht?

Dann machen wir Ihnen einen Vorschlag: Senden Sie uns den untenstehenden Coupon ein, und wir senden Ihnen den Tages-Anzeiger 14 Tage gratis ins Haus.

Dann sehen Sie auch, wie viel Ihnen der Tages-Anzeiger beim Suchen eines Jobs für die Semesterferien, bei der Orientierung über abendliche Ausgangsmöglichkeiten und bei der Wahl eines Autos, das noch fährt, helfen kann.

Und Sie sehen vielleicht, dass man als Zürcher Student mit nur zwei Leibblättern gut durch die Semester kommt.

Dem ‹Zürcher Student›. Und dem Tages-Anzeiger.

Ich abonniere den Tages-Anzeiger
☐ für 14 Tage gratis
☐ für 3 Monate (zu Fr. 8.80 statt Fr. 12.60)
☐ für 6 Monate (zu Fr. 17.65 statt Fr. 25.20)
☐ für 12 Monate (zu Fr. 35.30 statt Fr. 50.40)
Frau/Frl./Herr.....
Strasse:.....
Postleitzahl/Ort:.....
Hochschule:.....
Fakultät:.....
Semester:.....
Bitte senden Sie diesen Coupon an die Vertriebsabteilung, Tages-Anzeiger, Postfach, 8021 Zürich.
ZS 3. 2

30%

INSTITUT MINERVA

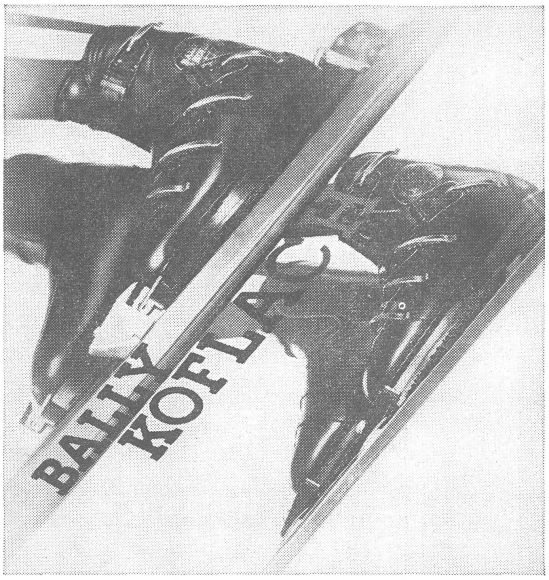
Vorbereitungskurse für Hochschulprüfungen

in:

Anorganischer Chemie
Organischer Chemie
Kristallographie
Mathematik
Darstellender Geometrie
Geometrie u. Linearer Algebra
Baustatik
Physik
Mechanik

Beginn: Wintersemester: anfangs Dezember
Sommersemester: Mitte Juni

Genauere Auskünfte erhalten Sie in unserem Sekretariat, Scheuchzerstr. 2–4, Tel. 26 17 27.



BLACK STAR MILLE STAR

Lassen auch Sie sich begeistern durch den hervorragenden Masssitz des «Black Star» – des modernen Schnallen-Skischuhs für Pistenfüchse! So tadellosen, druckfreien Halt wie ihn der patentierte Bandagenverschluss eines Bally Koflach-Skischuhes vermittelt, müssen Sie in sausender Abfahrt geniessen.
Sie werden überrascht sein von der Sicherheit in der Skiführung.
Fr. 189.– netto

Frauen denken beim Skischuhkauf an Ferien, ans Wochenende, an genussreiches Fahren ... und an den BALLY Mille Star - weil der Mille Star für Damen genau der richtige ist, leicht, komfortabel und herrlich warm. Er muss nicht eingetragen werden, er sitzt vom ersten Moment an wie nach Mass. Weil er der Richtige ist.
Ab Fr. 179.– netto

6 Menus gratis ...

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30. **All-Inn-Menus** (inkl. Kaffee —.50 und Getränk —.50).

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb der Uni).

Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**

Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei).
Chinesische und indische Speisen.

City Service
Stadelhoferstrasse 36
8001 Zürich
Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche Vervielfältigungen (Wachsmatrizen, Offset, Umdruck)

Beschriften (Wissenschaftliche Texte, Fremdsprachen)

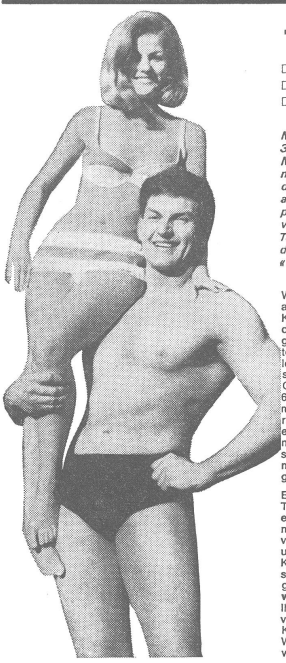
ED. TRUNINGER

Inh. H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9, 8001 Zürich
Tel. (051) 23 16 40

Das leistungsfähige Lichtpausatelier im Zentrum der Stadt

Männer in Form wirken auf FRAUEN

...Wie steht's mit Ihnen?



☐ Breite Schultern
☐ Starke Bizeps
☐ Flacher Magen
☐ Kräftiges, jugendliches Aussehen
☐ Weiter, muskulöser Brustkasten
☐ Aufrechte, stolze Athletenfigur

Meine Herren, heute ist es möglich, 300 einzelne Muskeln in nur 15 Minuten täglichem Training zu formen — sogar ohne müde zu werden. Ein erstaunliches, neuartiges, auf isometrisch-isotonischen Prinzipien basierendes Uebungsgerät, das von Spitzensportlern und Olympiade Teilnehmern bevorzugt wird, nimmt dem körperlichen Training den «Krampf» und die Plage. —

Wir können allen Männern, die Wert auf einen muskulösen, athletischen Körper legen, jedoch die Zeit und die Energie für ein tägliches strenges und manchmal sicher auch eintöniges Training nach konventionellen Methoden nicht aufbringen, eine sensationelle Neuigkeit anbieten. Ob Sie, nun 20, 40 oder bereits 60 Jahre alt sind, unser neues isometrisch-isotonisches Trainingsgerät, der TELEPANDER, wird bei einer Anwendungsdauer von täglich nur 15 Minuten Ihren Körper gesundheitlich, kraft- und ausdauermässig in eine ungeahnte Form bringen.

Es ist eine bewiesene Tatsache, der TELEPANDER lässt einen flachen, eingefallenen Brustkasten breit und männlich werden. Der TELEPANDER verhilft dünnen, schwachen Armen und Beinen zu neuen, ungeahnten Kräften. Der TELEPANDER verbessert aber auch Ihre Haltung; Sie gehen aufrechter, **Ihr Bauchansatz wird verschwinden,** Ihr Nacken und Ihre Schultern werden makellos und vor allem — männlich wirken. Ihre Körperkraft wird um 4 Prozent in der Woche zunehmen. In kürzester Zeit werden Sie also über mehr Kraft, Durchstehvermögen und Einsatz verfügen, da Ihre Muskulatur voll ausgebildet sein wird. Sie werden die Lebensenergie besitzen, die Sie sich schon immer gewünscht haben. Sie werden sich top-FIT fühlen und natürlich dementsprechend **blendend aussehen** — vollgetankt mit jugendlichem Draufgängertum und Stärke. Sie werden erfolgreich sein — nicht nur bei den Frauen. **Wir garantieren — oder Sie schulden uns nichts.**

Der TELEPANDER ist das Produkt jahrelanger Forschungsarbeit des weltbekannten Max-Planck-Instituts. Das Gerät wurde in Tokio von den Olympiamannschaften Amerikas (30 Goldmedaillen) und Deutschlands (10 Goldmedaillen) angewandt und von Aerzten, Trainern und andern Sportlern aus der ganzen Welt bewundert und — nach kurzem Versuch — gelobt. Schwergewichtsboxer Cassius Clay nennt den TELEPANDER «ein Juwel» und benützt ihn regelmässig in seinem harten, täglichen Training.

Da der TELEPANDER aber wenig Energie benötigt, empfiehlt sich unser durchdachtes Trainingsprogramm auch für ältere Herren, werden doch nur 60 Prozent Ihrer Kraft für die leichten, abwechslungsreichen und unterhaltsamen Uebungen benötigt.

Der TELEPANDER ist das ideale Heimtrainingsgerät für Geschäftsleute mit wenig Zeit, für Angestellte und Arbeiter, die täglich an einem Pult sitzen, sich über einen Zeichentisch beugen oder an einer Maschine stehen.

Testen Sie die TELEPANDER-Wirkung in einem 14tägigen Gratisversuch.

Wir laden Sie ein, den TELEPANDER zwei Wochen lang bei Ihnen zu Hause — vor dem Bildschirm ... oder im Büro! — kostenlos und ohne jede Verpflichtung auszuprobieren. Verlangen Sie unsere aufschlussreiche, 20seitige Farb-Broschüre mit allen Einzelheiten über das Telepander-FITNESS-Programm. Kein Vertreterbesuch!

Senden Sie den Coupon noch heute ein, oder schreiben Sie einfach eine Postkarte an:
FREIZEIT-KULTUR, Abt. STU-712
ein Spezialdienst der Tono AG
Seefeldstrasse 35, 8008 ZÜRICH.

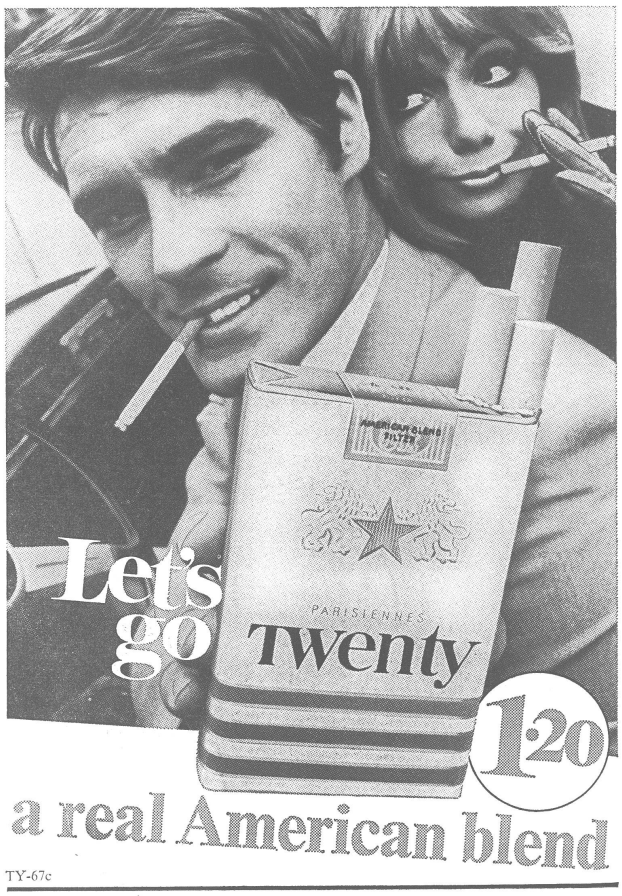
ILLUSTRIERTE FITNESS-BROSCHÜRE GRATIS

pander

FREIZEIT-KULTUR, Seefeldstrasse 35, 8008 ZÜRICH

Bitte senden Sie mir gratis und ohne jede Verpflichtung die interessante, aufschlussreiche Broschüre (20 Seiten) über die sensationelle TELEPANDER-METHODE, die mich in kürzester Zeit richtig IN FORM BRINGEN kann.
Kein Vertreterbesuch! STU-712

NAME _____ VORNAME _____
BERUF _____ ALTER _____
STRASSE _____
PLZ. _____ ORT _____



TY-67c